



STÄDTETAG  
BADEN-WÜRTTEMBERG



# LEBENSRAUM STADT. INKLUSION KOMMUNAL.

REPORTAGEN UND  
MOMENTAUFNAHMEN ZUR INKLUSION

# INHALTSVERZEICHNIS

|           |   |
|-----------|---|
| <u>4</u>  | Vorworte  |
| <u>10</u> | Ein Mensch ohne Macke ist Kacke: In Spaichingen zeigen drei Menschen mit Handicap, was Inklusion bedeuten kann  |
| <u>22</u> | Kaffee, Kuchen, Inklusion: In Ludwigsburg sitzen die unterschiedlichsten Menschen im Café L'ink an einem Tisch  |
| <u>30</u> | Alle sind irgendwie anders: In Reutlingen besucht ein kleines Mädchen im Rollstuhl einen Regelkindergarten  |
| <u>40</u> | Momentaufnahmen im Städte-Netzwerk Inklusion  |
| <u>56</u> | Bei den Machern: In Fellbach wird Inklusion schon seit vielen Jahren gelebt – in einem Jugendhaus   |
| <u>64</u> | „Kalter Kaffee, wie immer?": In Mannheim leben Menschen mit Behinderung in einer großen Wohngemeinschaft zusammen   |
| <u>74</u> | „Wir müssen den Menschen unsere Behinderungen zumuten“: Michaela Schadeck, ehemalige Vorsitzende des Beirats von Menschen mit Behinderungen in Heidelberg, sieht Neugier als wichtige Voraussetzung für Inklusion |
| <u>82</u> | Beteiligte Städte im Netzwerk Inklusion   |
| <u>86</u> | Impressum   |

## GELEBTE TEILHABE

**„Die Zukunft sollte man nicht vorhersehen wollen, sondern möglich machen.“** (Antoine de Saint-Exupéry)

Viele Städte und Gemeinden in Baden-Württemberg haben sich auf den Weg gemacht, Inklusion und damit die gesellschaftliche Teilhabe für alle Menschen zu ermöglichen. Sie unterstützen damit die Zielsetzung der UN-Behindertenrechtskonvention.

Inklusion kann nicht verordnet werden. Sie wird gelebt von Menschen, die Teilhabe möglich machen wollen: entweder aus eigener Betroffenheit heraus oder weil sie von dieser Idee des vielfältigen Miteinanders begeistert sind. Der Lebensraum Stadt ist der ideale Raum, Inklusion Wirklichkeit werden zu lassen. Denn Teilhabe von Menschen mit Behinderungen findet dort statt, wo sich die Menschen kennen und Netzwerke nutzen können. Hier wirken soziale Dienstleistungen und Nachbarschaft zusammen. Der Einstellungs- und Bewusstseinswandel wird vor Ort auf den Weg gebracht. Alle Akteure der Gesellschaft werden dabei gebraucht.

Auf den folgenden Seiten stellen wir Ihnen Beispiele von Menschen vor, die sich auf städtischer Ebene für mehr Teilhabe und Selbstbestimmung einsetzen. Die Städte sind hier Motor, Motivator, Ermöglicher, Brückenbauer und Kooperationspartner – gemeinsam mit Trägern der Behindertenhilfe und vielen anderen Akteuren vor Ort.

Die Journalisten der Agentur Zeitempiegel wollten der Realität von Inklusion auf den Grund gehen. Sie zeigen in authentischen Reportagen Kontext und Protagonisten aus baden-württembergischen Kommunen. Es ist ihnen gelungen, den Lebensnerv zu treffen in ihren Geschichten. Ich habe mich fasziniert mitnehmen lassen in die Lebenserzählungen von mutigen und selbstbewussten Menschen, die uns Beispiel geben und vielleicht auch nur neugierig machen. Ich habe gelernt, wie wichtig das sein kann. Ich danke den Autoren und Fotografen herzlich für ihre engagierte Recherche. Die Bemühungen um die Verwirklichung von Inklusion sind ein Gewinn für die Lebensqualität aller Bürgerinnen und Bürger.

Dies zeigen die Momentaufnahmen aus dem Städte-Netzwerk Inklusion. In den Selbstbeschreibungen der Städte wird deutlich, wie diese das Thema Inklusion in ihre Agenda der Stadtentwicklung aufnehmen.

Ein ausdrücklicher Dank für die Unterstützung bei der Realisierung dieser Broschüre gilt dem Ministerium für Arbeit und Sozialordnung, Familie, Frauen und Senioren Baden-Württemberg.

Wir wünschen Ihnen, dass die Reportagen und Momentaufnahmen dieser Broschüre Sie in Ihrem Tun bestärken, eine Zukunft in Vielfalt, Toleranz und umfassender Teilhabe von Menschen mit und ohne Behinderungen möglich und erlebbar zu machen.



Gudrun Heute-Bluhm  
Oberbürgermeisterin a. D.  
Geschäftsführendes Vorstandsmitglied  
Städtetag Baden-Württemberg

## AUF DEM WEG

Das Netzwerk Inklusion der Kommunalen Beratungsstelle Inklusion beim Städtetag Baden-Württemberg wird genutzt, um Erfahrungen zu bündeln und Ergebnisse kommunaler Prozesse zu dokumentieren, worüber ich mich sehr freue.

Fragen zur Umsetzung der UN-Behindertenrechtskonvention beschäftigen uns nicht nur auf staatlicher Ebene. Inklusion ist aus naheliegenden Gründen vor allem auch ein kommunales Thema: Wie können wir Menschen mit Behinderung vor Ort beteiligen? Wie können wir möglichst viele Menschen in unserer Stadtgesellschaft für das Thema sensibilisieren? Wie können wir das Thema Inklusion als Querschnittsthema in kommunale Planungsprozesse einbinden?

Die Kommunale Beratungsstelle Inklusion wurde mit finanzieller Unterstützung des Sozialministeriums beim Städtetag eingerichtet, um auf diese Fragen Antworten zu entwickeln und einem breiten Publikum zugänglich zu machen.

In dieser Broschüre finden Sie beeindruckende Reportagen zum Thema Inklusion von Menschen mit Behinderungen in unseren Städten. Beeindruckend finde ich, wie der eher spröde Begriff der Inklusion mit Leben gefüllt wird, wenn die betroffenen Menschen im Mittelpunkt spannender Reportagen stehen.

Eingerahmt von diesen Reportagen finden sich die „Momentaufnahmen“ der im Städte-Netzwerk Inklusion zusammengeschlossenen Städte. Hier berichten die beteiligten Städte über ihren eigenen Weg zur Umsetzung der UN-Behindertenrechtskonvention und der Verwirklichung der Inklusion vor Ort. Dabei werden ganz konkrete Initiativen und bemerkenswerte Projekte vorgestellt und erläutert.

Ich wünsche mir, dass diese Momentaufnahmen auch anderen Städten und Gemeinden als Orientierung auf dem Weg zu einer inklusiven Stadtgesellschaft wertvolle Ideen liefern.

Das Sozialministerium konnte sich in mehreren Sitzungen des Projektbeirats der Kommunalen Beratungsstelle Inklusion von der ausgezeichneten Arbeit dieses Projekts sowie der beteiligten Städte überzeugen.

Ich möchte daher dem Städtetag Baden-Württemberg, den beteiligten Städten sowie allen Akteuren in den Reportagen, den Menschen mit Behinderungen, deren Angehörigen, den Mitarbeitenden und Verantwortlichen in den Stadtverwaltungen sowie den Wohlfahrtsverbänden für ihr Engagement ganz herzlich danken.

Die in dieser Broschüre dargestellten Beispiele gelungener Inklusion leisten einen wertvollen Beitrag zu unserer Öffentlichkeitskampagne „DUICHWIR – Alle inklusive“, mit der wir die Öffentlichkeit für das Thema Inklusion sensibilisieren möchten.

Besonders freut mich, dass die von der Kommunalen Beratungsstelle Inklusion gewonnenen Erkenntnisse und Erfahrungen in das ab 2015 ebenfalls vom Städtetag betreute Kompetenznetzwerk Inklusion einfließen werden. Die bisher am Erfahrungsaustausch beteiligten Städte werden sicher auch Impulsgeber eines zukünftigen Kompetenznetzwerkes Inklusion sein.

Schon jetzt steht fest, dass die Städte beim Städtetag Baden-Württemberg weiterhin eine kompetente Anlaufstelle für alle Fragen rund um die Inklusion auf kommunaler Ebene haben werden. Das Sozialministerium unterstützt auch dieses Projekt fachlich und finanziell.

Und nun viel Spaß beim Lesen der Reportagen und Berichte!



*Katrin Altpeter*

Katrin Altpeter MdL  
Ministerin für Arbeit und Sozialordnung,  
Familie, Frauen und Senioren

## FREMD UND VERTRAUT

Am Anfang war dieses Wort: Inklusion. Als wir Autoren und Fotografen uns zum ersten Mal zusammensetzten, um die Arbeit an einer Reportagereihe zu diesem Thema zu planen, kauten wir zunächst auf dem Begriff herum. Für einige schmeckte er ziemlich künstlich, abstrakt, auch merkwürdig fremd. Andere begannen, ganz in journalistischer Manier, Fragen zu stellen, Ideen zu schmieden, sich Geschichten vorzustellen.

Was bedeutet „Inklusion“ konkret, worin liegen die Unterschiede zu Integration, gibt es überhaupt welche? Wie kann man Inklusion erzählen? Das Moment der Gleichberechtigung stehe im Zentrum, sagte ein Autor, „alle Menschen sind gleich wichtig“, darum gehe es hier. „Jeder Mensch ist aber auch anders, eben individuell“, gab eine Kollegin zu bedenken. Und ein Fotograf sorgte sich um seinen ureigenen Ansatz: „Was sind die Bilder, die Inklusion prägnant schildern und transportieren? Gibt es eine inklusive Bildsprache?“

Menschen mit Behinderung mitten im kommunalen Alltag zu zeigen, wie sie leben, arbeiten, ihre Freizeit verbringen, zum Leben einer Stadt gehören, ganz selbstverständlich, das müsste doch die ultimative Inklusionsreportage sein.

Glaubten wir.

Doch je tiefer wir in die Vorrecherche einstiegen, desto schlichter kam uns unser erster journalistischer Impuls vor. Weil dieses Thema so viele Facetten und Fragestellungen hat. Weil „Inklusion“ im eigentlichen Sinne des Wortes alle Menschen meint: mit oder ohne Behinderung, mit Migrationserfahrung oder ohne, alte oder junge, reiche oder arme. Und weil diese Gesellschaft – wahrscheinlich – erst am Anfang einer Entwicklung hin zur Teilhabe aller steht.

Auf die Vorrecherche folgte die Vor-Ort-Recherche. In Zweierteams zogen Autoren und Fotografen los, um den Menschen zu begegnen, in deren Leben dieses Wort „Inklusion“ sich auf die unterschiedlichste Weise manifestiert. Ihre Geschichten waren ein Wendepunkt für uns Journalisten: Wir lernten, dass Menschen mit Behinderung natürlich an-

ders sind, auch fremd, so wie jeder auf seine Weise anders, eigen ist. Dass sie ihren Selbstwert, das, was sie als Mensch ausmacht, mitunter im geschützten Raum besser leben können als „draußen“. Und vor allem, dass sie uns bei allem Anders-Sein sehr vertraut sind – weil sie dieselben Gedanken, Gefühle, Träume und Sehnsüchte haben.

Das Journalistenbüro Zeitenspiegel hat in den vergangenen Jahren zahlreiche journalistische Projekte auf zivilgesellschaftlichem Terrain umgesetzt: „Peace Counts“ etwa, Reportagen über Friedensarbeit auf allen Kontinenten. Oder „Sinn und Sehnsucht“, eine Reportagereise zu den Engagierten in Deutschland und Europa. Dieses Projekt zur Inklusion war und ist eine besondere Erfahrung, auch Herausforderung. Es führte uns zu Menschen, die mit Behinderungen auf bewundernswerte Weise umgehen. Und zu Menschen, Netzwerken und Orten, die dem Wort „Inklusion“ Leben, Gesichter und Geschichten geben. Diese Begegnungen haben uns deutlich gemacht, dass auch wir Journalisten weiter nach neuen Wegen suchen sollten, um diesem wichtigen gesellschaftlichen Thema gerecht zu werden. Wir danken der Kommunalen Beratungsstelle Inklusion beim Städtetag Baden-Württemberg für die konstruktive Zusammenarbeit bei diesem spannenden Projekt. Insbesondere gilt unser Dank allen Menschen, denen wir in den Reportagerecherchen und Interviews begegnet sind, für ihre Offenheit und ihr Vertrauen.



*Wir sind Fremde*, lautet eine Gedichtzeile von Paul Celan. Für sehr viele mag sie negativ, fast dunkel klingen. Doch es steckt in ihr eine Aussage, die authentischer sein könnte als das gängige Postulat für mehr Miteinander in dieser Gesellschaft: Das *Wir* ist möglich, buchstäblich im Sein, wenn das Fremde, das Andere mitgedacht und akzeptiert wird.

Mathias Becker und Rainer Nübel  
Zeitenspiegel Reportagen

TRAINING FÜR KÖRPER  
UND SELBSTBEWUSSTSEIN:  
STEFAN AUF DEM FUSSBALL-  
PLATZ.



## EIN MENSCH OHNE MACKE IST KACKE

Anders sein, Selbst sein:  
Wie in Spaichingen drei  
Menschen mit Handicap  
zeigen, was Inklusion sein  
könnte.

Jadran sitzt am Holztisch im rustikalen Gartenhäuschen seiner Eltern, krempelt die Ärmel seines karierten Hemdes hoch und legt los. „Ich bin seit 19 Jahren Ministrant, nächstes Jahr höre ich auf. Dann habe ich’s lange genug gemacht.“ Im nächsten Augenblick fällt der Blick des 26-Jährigen auf den Lomberg troll, eine Fasnetsfigur seines Dorfes. „In der Narrenzunft bin ich auch. Ein rechter Narr geht an Aschermittwoch in die Kirch’, gell, Mama?“ Jadran ist in seinem Element. Er redet und redet, ohne Punkt und Komma, dabei blickt er immer wieder zu seiner Mutter und lacht dieses breite Lächeln, das seinem runden Gesicht etwas Knitzes gibt. „Im Sportverein bin ich auch, beim Behindertenturnen und im Gartenbauverein.“ Wieder lächelt er durch seine Brille. „Ich gehe gerne dahin. Bei den Vereinen bin ich willkommen, zum Helfen.“

Wir sitzen bei Jadran und seiner Mutter, den Block gezückt, um jedes Zitat einzufangen, festzuhalten. Die Kugelschreiber fliegen übers Papier. Ministrant. Narrenzünftler. In vielen Vereinen aktiv. Willkommen. Es sind Stichwörter für ein positives Beispiel. Es geht also, Inklusion funktioniert – hier, auf dem Land, in diesem kleinen Ort bei Spaichingen. Fast wäre der Automatismus eingerastet. Bis Jadran plötzlich beginnt, sich heftig am Hals zu kratzen, und seine Fingerknöchel laut knacken. „Manchmal machen sie Witze über mich.“



DER GLAUBE IST IHM  
WICHTIG: JADRAN GEHT  
OFT IN DIE KAPELLE,  
UM ZU BETEN.



UTE WOTTRICH  
KNÜPFT NETZWERKE IN  
SPAICHINGEN.

Und sie sagen, trinke doch auch mal zwei Cola-Wein, und manchmal tun sie wenig Cola rein. Ich merke das dann schnell und sage: ‚Es fehlt Cola‘.“ Manchmal, denken wir, ist er bei den anderen dann doch der „Bachel“, wie es im Schwäbischen heißt.

Wenn ihm „einer blöd kam“ und er traurig ist, geht Jadran oft hoch zur kleinen Kapelle über dem Dorf, dort, wo auch sein Patenbaum steht, mit dem Messingschild, auf dem sein Name eingraviert ist. „Ich bete dann: Warum muss das so sein?“ Seine Mutter sagt: „Ein geistig Behinderter hat auf dem Land mehr zu kämpfen und zu ertragen als in der Stadt. Warum kann man einen Menschen nicht so nehmen, wie er ist?“

Inklusionsrecherche in Spaichingen. Rund 13 000 Menschen leben in der kleinen Stadt zwischen Baar und Schwäbischer Alb, unterhalb des Dreifaltigkeitsberges. Funktionale Bauten, Geschäfte, der Marktplatz versprüht einen eher herben Charme. In der Stadt gibt es ein Wohn- und Förderangebot der Stiftung St. Franziskus Heiligenbronn. Jetzt baut gerade die Lebenshilfe in der Stadt ein Wohnhaus für 24 Menschen mit Handicaps. In Spaichingen ein inklusives Umfeld entstehen zu lassen, eine Atmosphäre der Akzeptanz, das ist das Ziel eines aktuellen Projekts, das vom Land mitgefördert wird, zusammen mit Lebenshilfe, Kommune und Landkreis. Konkret besteht es aus einer Stelle, einer „Ermöglicherin“: Ute Wottrich hat die Aufgabe, ein inklusives Netzwerk zu knüpfen. Die quirliche Frau, die aus der Pflegefachberatung kommt und zuvor als Deeskalationstrainerin am Klinikum Stuttgart arbeitete, ist ein Tatmensch. Sofort begann sie, mit örtlichen Vereinen und Behinderten zu sprechen, brachte einige zusammen. Baute ein Inklusionscafé auf, wo sich inzwischen 25 Menschen mit und ohne Behinderung am letzten Donnerstag eines Monats treffen. Übernahm ein inklusives Theaterprojekt. Gerade begleitet sie einen jungen geistig behinderten Mann, der Schlagzeug spielt, zu Proben einer Band von 17- bis 22-Jährigen – bis er irgendwann alleine hingehen wird.

Ute Wottrich mag keine wohlfeilen Floskeln vom Miteinander, sie weiß, dass an Stammtischen mitunter von den „Bekloppten“

gesprachen wird. Sie ist direkt, redet Klartext: „Vertrauen und Respekt bekommt man nicht nur so, man muss es sich verdienen, das ist bei behinderten und nicht behinderten Menschen gleich.“ Barrieren fänden sich weniger auf der Straße, sondern in den Köpfen. Daher warnt sie, zu schnell zu viel zu wollen. Und sie gibt zu: „Als ich zum ersten Mal durch eine Behindertenwerkstatt ging, war es mir auch fremd: Die Leute schauten mich komisch an, redeten seltsam.“

Und jetzt sind wir mit unseren Vorstellungen, angelesenen Modellen, auch Klischees von diesem sperrigen Begriff „Inklusion“ hierher gekommen. Ein Journalist und ein Städtetag-Fachreferent als Reporter-Duo, diese ungewöhnliche Konstellation ist bewusst gewählt. Sie soll Recherche mit Expertenwissen verbinden, die Perspektiven erweitern, den Blick auf dieses gesellschaftliche „Megathema“ schärfen. Doch am Ende werden wir es nicht schwarz auf weiß haben, was Inklusion konkret ist, ob und wie sie funktioniert. Es sind die drei Menschen, mit denen uns Ute Wottrich zusammenbringt, die uns lehren, was Inklusion sein könnte.

Jadrans Augen leuchten, wenn er vom Wohnhaus in Spaichingen erzählt. Beim Richtfest neulich war er dabei, natürlich.

DAUMEN HOCH:  
JADRAN UND STEFAN  
(RECHTS) ZIEHEN BALD  
INS SPAICHINGER  
WOHNHAUS.



Er will genau wissen, wie das ganze Haus gestaltet und die Wohnung aussehen wird, in die er bald zieht, zusammen mit ein paar Freunden. „Ich wünsche mir einen großen Gemeinschaftsraum, in dem wir zusammensitzen können.“ Denn Zusammenhalt sei wichtig. Der Umzug nach Spaichingen, in die Stadt, das wird etwas ganz Großes, ein neues Leben, da ist er sich sicher. „Ich bin dann selbständig, mache selber sauber, kaufe ein, koche selber – und natürlich zusammen mit den anderen.“ Jadran hat einen festen Plan: „Wir wollen eine Art Sportverein gründen. Auf jeden Fall muss Boccia dabei sein. Das spiele ich sehr gerne. Und ich bin ziemlich gut.“ Er lacht wieder sein breites Lachen, redet wie ein Wasserfall. „Ich kann mir vorstellen, dass ich in Spaichingen einen eigenen Computer habe. Und ich möchte den Führerschein probieren.“ Seine Mutter schüttelt leicht den Kopf. „Das wird er wohl nicht schaffen. Aber er wird immer selbständiger. Ich hoffe, dass er in Spaichingen so akzeptiert wird, wie er ist.“

In der Behindertenwerkstatt der Lebenshilfe in Tuttlingen wird Jadran auch nach seinem Umzug arbeiten. Dorthin fährt er jeden Morgen mit dem Bus. Um acht beginnt seine Arbeit in der Hauswirtschaft. Er holt den Putzwagen, füllt ihn mit den nötigen Utensilien auf, dann geht's ans Reinemachen im Wohnheim oder in der Turnhalle. Oder er räumt nach dem Mittagessen die Teller und Tassen ab. Seine Betreuerin hat ihm eine kleine Faschingsmaske geschenkt. „Das soll mich zur Arbeit motivieren.“ Jadran lässt sich oft und gerne ablenken. Ein Blatt Papier, das er auf dem Boden findet, kann ihn schon mal so fesseln, dass er das Putzen vergisst. Und er schwätzt halt gern. Besonders wichtig ist ihm, dass er Mitglied des Werkstattrates ist. In dieser Funktion war er mal im Stuttgarter Landtag und traf den Spitzenpolitiker Guido Wolf, der früher Tuttlinger Landrat war. „Dem habe ich gesagt: Wir bekommen nur 121 Euro Lohn im Monat, davon kann man doch nicht leben. Ich möchte, dass wir mehr Lohn kriegen.“

Jadran zeigt in den Lebenshilfe-Räumen auf ein Bild, das er selbst gemalt hat. „Das ist der Meeresgrund. Das da unten sind Schätze. Schätze sind für jeden Menschen wichtig.“ In der Mittagspause ruft er einer jungen Frau zu: „Schatz, komm mal her.“ Sie kommt näher, er umarmt sie. „Das ist meine Freundin.“ Im Wohnhaus gebe es auch eine Wohnung



für Paare, sagt er zu ihr, erwartungsvoll. Sie schüttelt den Kopf. „Meine Mutter sagt, ich darf nicht.“

In einem Werkstattraum der Lebenshilfe steht Stefan, er legt Eckgewinde auf ein Band und achtet darauf, dass sie sauber auf dem Band laufen und in einen Behälter fallen. Ein anderer Mann setzt Höhenverstellerschrauben ein. Arbeitsalltag, der Auftrag kommt von einem Büromöbelhersteller. Stefan trägt eine rote Hose und ein schwarzes T-Shirt, das seine Muskeln betont. Sein Gang ist geschmeidig, fast wie der eines Boxers. Der 36-Jährige, der mit dem Down-Syndrom auf die Welt kam, ist Jadrans Kumpel. Er wird mit ihm ins Spaichinger Wohnhaus ziehen, in eine Wohngemeinschaft. „Ich freue mich sehr darauf.“ Dann beginnt er zu grinsen. „Das wird ein Geschrei geben, wenn wir die Sportschau sehen!“ Stefan ist eingefleischter VfB-Fan, Jadran liebt Bayern München.

Im Moment lebt Stefan noch zu Hause, bei seinen Eltern. Er hat eine Schwester und einen Bruder. „Ich bin der Älteste“, sagt er mit einigem Stolz, als er nach seiner Rückkehr von der Arbeit am Esstisch des gemütlich eingerichteten Einfamilienhauses sitzt, Kaffee trinkt und eine Brezel isst. „Jetzt sind alle erwachsen, ich bin nicht mehr für sie verantwortlich.“

Manchmal redet Stefan undeutlich, doch er bemüht sich, dass man versteht, was ihm wichtig ist. „Dass ich das Down-Syndrom habe, da kann ich nichts machen. Ich übe Lesen und Rechnen. Ich mache, was ich kann.“ Im Wohnhaus der Lebenshilfe, wünscht er sich, werden sie zusammen den Haushalt machen und Fußball schauen, als Freunde. „Ich werde selbständig sein“, sagt er, dann überlegt er kurz, „aber ich habe auch weiter meine Familie. Ich mag sie sehr.“

Stefans Mutter sitzt mit am Tisch. „Jetzt ist es die richtige Zeit.“ Stefan werde immer einen geschützten Bereich brauchen, meint sie. „Er kann einiges, aber er muss gelenkt werden.“ Ihr Sohn sei schon viel unterwegs gewesen, im Urlaub, oder mit der Lebenshilfe. Aber nie ohne Betreuung. Die wird es auch im Wohnhaus geben und bereitstehen, wenn es nötig würde. „Stefan redet mit allen, geht auf alle zu. Wenn man ihn anmachen würde, wäre er nicht ruhig, er würde reagieren.“ Bisher habe er nie schlechte Erfahrung mit anderen gemacht, im geschützten Raum, keine Freunde verloren. „So etwas will ich ihm ersparen.“

Stefan wurde in Stuttgart geboren, die Familie wohnte in Bad Cannstatt. „Er ist einfach mit den anderen aufgewachsen. Wir haben nie einfach losgelassen, ihn aber auch nicht überbehütet“, erzählt seine Mutter. Acht Kinder lebten damals in dem Mehrfamilienhaus. Stefan spielte mit ihnen, verglich sich mit ihnen. Als er heimkam, habe er manchmal gesagt: „Stefan kann gar nichts.“

Er hat sich Selbstbewusstsein erworben, trainiert es, buchstäblich, jeden Tag. Stefan joggt, stemmt Hanteln, bearbeitet den Boxsack, macht Gymnastik, geht schwimmen, spielt Handball – und natürlich Fußball. Freitags geht’s von der Tuttlinger Lebenshilfe-Werkstatt ins Sportstadion, dann wird mit den anderen auf den Ball gehauen, getrickst und gepasst, was das Talent hergibt. Wenn Stefan auch mal eine Flanke unterläuft oder sich duckt, statt zum Kopfball anzusetzen, bei einem Tor seiner Mannschaft jubelt er wie seine Stars vom VfB. Die kleine Medaille, auf der ein Fußball, ein Pokal und ein Paar Kickstiefel eingraviert sind, hat er fast immer um den Hals hängen. Seine Trophäe aus einem Turnier. „Ich gewinne gerne beim Fußball.“

Und Stefan mag Musik, die Kastelruther Spatzen etwa, Hansi Hinterseer, auch Kirchenchöre. „Ich singe dazu.“ An den Wochenenden muss immer was los sein. Er mag Aktivität, fragt seine Eltern mitunter schon am frühen Samstagmorgen, was angesagt ist. Sonntags geht er regelmäßig in den Gottesdienst. Das ist ihm wichtig. Genauso wie Politik. Er schaut sich fast jede Politsendung an, wenn eine Bundestags- oder Landtagswahl ansteht, geht zu jedem Urnengang. „Ich muss meine Stimme abgeben.“ Doch eines gefalle ihm ganz und gar nicht, sagt Stefan sehr bestimmt: „wenn es irgendwo auf der Welt Krieg gibt.“

Hat das Inklusionscafé, das Ute Wottrich in einer Spaichinger Schule eingerichtet hat, am letzten Donnerstag des Monats geöffnet, ist das für Stefan ein absoluter Musstermin. Schon Tage zuvor freut er sich darauf, mit seiner Mutter dorthin zu gehen, andere Besucher zu treffen, mit ihnen zu schwätzen. Stammgast ist dort auch der Mann mit den hellen Augen, grau melierten Haaren und dem offenen Blick, der in Spaichingen inzwischen fast so bekannt ist wie der Politpensionär Erwin Teufel. Weil er im kommunalen Leben schwer aktiv ist, immer neue Ideen einbringt und realisiert, sich einmischt. Michael Röhrer, Jahrgang 1961, hat als Autor im „Stadtspiegel“, dem örtlichen Mitteilungsblatt, schon so manches „heiße“ Kommunalthema aufgegriffen, mit Bürgermeister Hans Georg Schuhmacher heftig diskutiert, den Alt-Ministerpräsidenten interviewt. Er wirkte mit, als die „Give-Box“ in Spaichingen eingerichtet wurde, das kleine Häuschen in der Innenstadt, in das jeder Bürger noch intakte Gebrauchsartikel wie Kaffeemaschinen, Fernseher oder PCs hineinstellen kann, und herausholen, was er braucht. Er beteiligt sich an der „Wheelmap“-Aktion, bei der Gruppen von Bürgern prüfen, was in der Stadt in Sachen Barrierefreiheit schon realisiert wurde und wo noch Bedarf ist. Er organisiert die Stammtische seines Jahrgangs mit, betreibt dessen Internetseite.

„Ich bin der bunte Hund in Spaichingen“, sagt Michael Röhrer lächelnd, als wir ihn zu Hause besuchen. Schon im Beruf war er ein Macher. Als Industriemeister im Metallbereich erarbeitete er für seine Firma knifflige Konstruktionen, fand Lösungen für technische Probleme. Mit behinderten Menschen kam er eher selten in Kontakt, kannte ihre Welt nur oberflächlich. Bis er Ende 1996, mitten im Bau des schmu-

cken Einfamilienhauses, erstmals ein Kribbeln in den Beinen fühlte, das nach und nach höher kroch, und er wiederholt Atemprobleme bekam. Im Juni 1997 zog die Familie in das neue Haus mit den lichten Räumen. Sechs Monate später dann die ärztliche Diagnose, „pünktlich zu Weihnachten“, wie Michael Röhrer bitter-ironisch erzählt: Multiple Sklerose, MS.

Er kämpfte gegen die heimtückische Krankheit an, machte Therapien, ging weiter seinem Beruf nach. Dann kam sie doch, die befürchtete Änderungskündigung. „Ich habe zwei Stunden geheult wie ein Schlosshund.“ Ein neues Angebot

„DIE EINE TÜR GEHT ZU –  
DIE ANDERE GEHT AUF“:  
MICHAEL RÖHRER IN  
SEINEM HAUS.



der Firma sei ausgeblieben. Er strengte eine Kündigungsschutzklage an. „Schließlich wurde ich ausgeschieden aus der Firma“, sagt er. Nachdem der Betrieb verkauft worden war, griff der neue Besitzer auf seine beruflichen Kompetenzen zurück. Michael Röhrer konstruierte wieder, wurde von Firmenmitarbeitern zu Hause abgeholt und heimgebracht, konnte einiges auch zu Hause arbeiten. Doch neue Krankheitsschübe kamen. Nach 2006 wurden seine Berufseinsätze immer seltener. Den beiden Söhnen konnte er da schon längst nicht mehr beim Fußball hinterherrennen.

Heute sitzt Michael Röhrer im Rollstuhl. Aber aufgeben, nein, das kam nicht in Frage. Im Gegenteil. Er brach auf, machte sich auf einen neuen Weg, in seinem Elektro-Rollstuhl. Er geht raus, mit seiner Behinderung. „Ich bin im Stadtleben aktiver als vorher.“ Und er hat Talente, die in ihm stecken, ganz neu entdeckt. Heute singt Michael Röhrer bei öffentlichen Veranstaltungen. „You’ve got a friend.“ Mitunter gibt er auch den Comedian. Vor allem aber konstruiert er jetzt Kunst: Er fotografiert winzige Tropfen, die auf die Wasseroberfläche fallen, hat dazu selbst eine Tropfmaschine und eine Lichtschranke gebaut. Seine „Aquarellen Wasserwelten“ sind bunte, filigrane Skulpturen, die wie Kronen aussehen. Oder wie phantastische Traumräume. Die Besucher seiner Ausstellung im Rathaus waren beeindruckt.

MICHAEL RÖHRER  
TÜFTELT AN DER  
TROPFEN-FOTOGRAFIE.



Seine Frau, die bei der Kreishandwerkerschaft arbeitet, unterstützt ihn tatkräftig und fürsorglich. Sie achtet auch darauf, dass er nicht zu häufig bis tief in die Nacht im Keller an seinen neuen Fotoprojekten werkelt. „Und sie ist meine Finanzministerin“, sagt er und lächelt, „das macht sie super.“

Irgendwie geht es immer weiter. Ein Satz, den man schnell dahin sagt, Betroffenen gerne auf den Weg gibt. Doch Michael Röhrer lebt ihn: „Die eine Tür geht zu – die andere geht auf.“ Bei ihm klingt das authentisch, realistisch. Auch wenn er weiß, dass die Krankheit ihn weiter einschränken wird. Oder gerade deshalb. „Ich versuche aus dem, was ich habe, das Meiste rauszuholen.“ Jetzt, da er mehr Kontakt zu behinderten Menschen habe, selbst einer ist, wurde es ihm immer mehr bewusst: „Jeder hat etwas Spezielles, doch es wird oft unterdrückt oder nicht wahrgenommen.“ Inklusion, sagt er, bevor wir uns verabschieden, heiße auch: „Man kann jeden gebrauchen, jeder hat etwas einzubringen. Und was er einbringt, ist wertvoll.“

Bei einer Rückfahrt von Spaichingen sprechen wir über diese Begegnungen, all diese Szenen und Sätze, die wir in unseren Blöcken notiert haben. Und die nicht mehr aus dem Kopf gehen. Weil sie irritieren und anrühren, fremd und gleichzeitig vertraut wirken, und weil sie immer stärker zweifeln lassen – daran, dass es die Inklusion gibt, die in Modelle oder Maßnahmenkataloge ganz zu fassen wäre. Diese drei Spaichingener haben uns von dem, was Inklusion sein könnte, viel erzählt – oder davon, was Grundbedingungen dafür sind: Das Wahrnehmen, dass in Jadrans Redelust und knitzem Lächeln Sehnsüchte und manchmal auch Traurigkeit liegen. Das Lernen von Stefan, dass Selbstbewusstsein durch das Wissen entsteht, etwas zu können. Und das Staunen über den individuellen Aufbruch des Michael Röhrer.

Es ist, so folgern wir am Ende der Fahrt, das Anders-Sein, das dem Wortkonstrukt „Inklusion“ Leben geben könnte – gleichzeitig aber auch das Selbst-Sein. Die Menschen, die wir kennengelernt haben, drücken dies griffiger und sehr konkret aus: „Ein Mensch ohne Macke ist Kacke“, steht auf einem Plakat in der Behindertenwerkstatt.



## KAFFEE, KUCHEN, INKLUSION

Ob jung oder alt. Ob deutschstämmig oder mit Migrationshintergrund. Ob mit oder ohne Behinderung. Ob aus der Nachbarschaft oder aus einem anderen Teil der Stadt: Im Café L'ink in Ludwigsburg kommen die Menschen zusammen. Ganz nach dem Motto „Jeder ist anders, aber wir alle ganz normal“.

Café-GRÜNDERIN  
EVA HERBST-SCHETTER IST  
FROH, DASS IHR SAMANTHA BEI  
DER BEWIRTUNG HILFT, DENN ES  
KOMMEN IMMER MEHR GÄSTE.

TEXT: LISA ROKAHR  
FOTOS: ERIC VAZZOLER

**F**rau Grolig rollt mit dem elektrischen Rollstuhl an, „Hallo“, ruft sie in den Raum, noch ehe sie angekommen ist. Vorne im Körbchen am Lenker sind kleine Zierkürbisse, rote Beerensträucher stecken darin. „Die habe ich gebastelt, der Herbst geht los“, sagt Grolig. Sie kann nicht aufstehen, versucht vorsichtig, die Gestecke auf den Kaffeetisch zu stellen, da eilt schon Samantha heran, hilft ihr und verteilt die Dekoration auf der langen weißen Tafel.

„Danke“, sagt Frau Grolig.

„Gerne“, sagt Samantha.

„Geht es Dir gut? Freust Du Dich auf die Arbeit heute?“

Samantha lächelt, nickt.

Von der Küchentheke aus beobachtet Eva Herbst-Schetter die beiden, zufrieden. Sie schneidet noch den Kuchen, denn gleich ist es halb drei, und mittwochs halb drei ist immer gemeinsames Kaffeetrinken im Café L'ink angesagt. L'ink, für Ludwigsburg inklusiv. Denn zu dem Treffen am Ludwigsburger Sonnenberg sind alle eingeladen: junge und alte Menschen, mit und ohne Behinderung, deutsch oder aus einem anderen Land. „Und Inklusion, das ist doch, wenn alle zusammen sind“, sagt Herbst-Schetter.



IM CAFÉ L'INK GIBT ES KEINE MINDERHEITEN, NUR GEMEINSCHAFT: MENSCHEN MIT BEHINDERUNG, SENIOREN, KINDER ODER MIGRANTEN SIND HIER WILLKOMMEN.

Sie selbst wurde mit einer Behinderung geboren, durch einen Gendefekt haben sich ihre Arme nicht richtig gebildet. Ähnlich wie bei Contergan-Geschädigten – „nur, dass ich dafür zu alt bin“, sagt die 57-Jährige. Mit Inklusion musste sie sich täglich auseinandersetzen, lange bevor es das Wort „Inklusion“ dafür überhaupt gab. Doch das Ringen um Gleichberechtigung gab es schon damals. Wenn sie teilhaben wollte, und es ihr verwehrt werden sollte. Wenn sie plötzlich inkludiert werden sollte, obwohl sie sich längst zugehörig fühlte. Das mit der Inklusion ist nicht so einfach, „dabei sollte es etwas Selbstverständliches sein“, sagt Herbst-Schetter. Zusammen mit ihrer Kollegin Silke Rapp, beide Sozialarbeiterinnen, beschloss sie daher, ein eigenes Projekt zur Unterstützung von Inklusion zu gründen, selbst etwas zu machen.

Denn das ist etwas, das viele Gäste des Café L'ink kritisieren: Es wird zu viel geredet. Schön, dass Inklusion Thema ist, aber Reden allein

helfe da auch nicht, meint Frau Grolig: „Bei jeder Versammlung geht's nur um fehlende oder fehlerhafte Inklusion. Ich kann das nicht mehr hören – und ich bin selbst gehbehindert. Wir müssen endlich anfangen, Inklusion zu leben, statt immer nur darüber zu diskutieren!“

Wichtig im Café L'ink: Es ist offen für jeden, jeder kann ohne Anmeldung vorbeischauen, einen Kaffee trinken, Torte essen, für sich oder mit anderen. „Viele vergessen, dass Inklusion beidseitig ist“, sagt Fidan Aydogdu. Weder sei es allein Aufgabe der Menschen mit Handicap, sich in die Gesellschaft einzubringen, noch sind andere davon befreit, sich für eine vielfältige Gesellschaft einzusetzen „Am Ende ist doch schließlich jeder auf irgendeine Weise ein Teil einer Minderheit, jeder ist anders als der andere.“ Fidan Aydogdu unterrichtet Deutsch als Fremdsprache und ist heute mit ein paar ihrer Schülerinnen ins Café gekommen. Am Anfang probieren die noch schüchtern ihre Deutschkenntnisse, bestellen ein stilles Wasser bei Samantha, die sofort loseilt, um ein Glas zu servieren. Doch nach ein paar Minuten redet Ayşe mit Frau Grolig, die sich freut, endlich mal jemanden aus einer anderen



ZUSAMMEN MIT SILKE RAPP (RECHTS) HATTE EVA HERBST-SCHETTER DIE IDEE, EIN CAFÉ AUFZUBAUEN, IN DEM SICH JEDER WILLKOMMEN FÜHLT.

Kultur kennenzulernen. Fidan sagt: „Wir sind nicht alle gleich, aber wir sollten Andersartigkeit nicht als etwas Ausgrenzendes begreifen. Wenn ich Ayşe sehe, dann sehe ich nicht ihr Kopftuch, wenn ich Eva sehe, dann fallen mir ihre Arme nicht mehr auf, ich sehe nur den Menschen.“

Inklusion könne sich entwickeln. Fidans Blick auf ihre Mitmenschen hat sich geändert, seitdem sie häufiger im Café L'ink vorbeischaute, sagt sie. Aufmerksam für die Bedürfnisse anderer sei sie geworden. Wenn der Kaffee nicht schon nach einer Minute auf dem Tisch steht, weil Samantha wegen ihrer geistigen Behinderung ein bisschen länger braucht, oder wenn andere Gäste automatisch Plätze am Tischende freihalten für das Ehepaar Grolig, das Platz braucht für seine Rollstühle. Das Café L'ink ist wie andere Cafés in Ludwigsburg, nur nicht so anonym. Keiner isst hier seinen Kuchen alleine oder verlässt den Laden, ohne auch nur ein Wort mit einem anderen gewechselt zu haben.

Die Quelle dieses Selbstverständnisses ist Eva Herbst-Schetter, sie gibt es in kleinen Worten und Gesten an die Gäste weiter. „Ich bin in einer Zeit geboren, als behinderte Kinder meist direkt in ein Heim abgeschoben wurden“, erzählt sie. „Nicht so bei meinen Eltern!“ Die setzten sich dafür ein, dass ihre Tochter ganz normal auf die Grundschule durfte, später aufs Gymnasium und den Führerschein machte. „Es war nicht immer einfach, oft musste ich für Dinge kämpfen, die andere ganz selbstverständlich erleben dürfen.“ Doch der Zugang zu einer Welt, in der behinderte und nicht behinderte Menschen zusammenleben, führte dazu, dass sie sich immer schon zugehörig fühlte. Und dieses Gefühl der Zugehörigkeit möchte sie weitergeben, damit Inklusion nicht verhandelt werden muss, sondern unaufgefordert ermöglicht wird.

Inklusion ist eben ein Weg mit Hürden, das spürte Herbst-Schetter seit ihrer Kindheit. Auch die Realisierung des Café L'ink war nicht einfach: Schon vor fast drei Jahren hatten Silke Rapp und Eva Herbst-Schetter die Idee, in Ludwigsburg ein Netzwerk für Inklusion aufzubauen, eines, das zusammenarbeitet, um ein gemeinsames Café zu betreiben. Schnell hatte das Projekt Unterstützer, die nahe gelegene Schule für geistig Beeinträchtigte wollte Schüler ins Service-Team bringen, regionale Stiftungen wollten bei der Kostendeckung



helfen und der örtliche Bäcker jede Woche Kuchen sponsern. Doch was fehlte, war ein Raum. Kaum freie Immobilien, und wenn zu teuer, zu eng, nicht behindertengerecht.

Volker Henning, der Leiter des Fachbereichs „Bürgerschaftliches Engagement“ in der Ludwigsburger Stadtverwaltung, versuchte zu helfen. Vermittelte Ansprechpartner, schließlich auch zum Mehrgenerationenhaus am Sonnenberg, wo das Café L'ink heute untergebracht ist. „Als Verwaltung müssen wir bei guten Projekten Anknüpfungspunkte aufzeigen“, sagt er. „Wir müssen offen sein für Ideen, auch wenn sie auf den ersten Blick nur schwer umsetzbar scheinen.“ Henning weiß, dass eine Verwaltung noch zu oft in Schubladen denkt, dass manche ihr Inklusionsvorhaben abhaken, sobald ein paar Rollstuhlrampen gebaut sind. „Dabei ist Inklusion doch viel mehr als das!“, sagt er. „Es muss endlich eine Bewusstseinsänderung stattfinden.“ Eine Stadt sei schließlich nicht nur die gut situierte Mittelschicht. „Wir wollen in unserem Stadtbild alle Menschen zeigen, auch die mit eingeschränkten Möglichkeiten.“ Ludwigsburg hat anderen Kommunen gegenüber einen Vorteil: Es gibt einen konkreten Fachbereich, der Eva Herbst-Schetter und ihrer Kollegin bei der Vernetzung

EINIGE STAMMKUNDEN  
KOMMEN JEDE WOCHE,  
DAS CAFÉ L'INK HAT  
SEINEN FESTEN PLATZ IM  
STADTLIBEN GEFUNDEN.

half. Die Abteilung „Bürgerschaftliches Engagement“ bündelt vier Bereiche, nämlich das Seniorenbüro, die Beauftragte für Chancengleichheit, den Bereich Integration und das Ehrenamt. „Aus diesen Ressourcen können wir schöpfen, denn oft gibt es Überschneidungen.“ Zum Beispiel Freiwillige, die sich engagieren möchten, aber nicht wissen wo. Oder Senioren, die gerne gemeinsam mit Jüngeren eine Veranstaltung organisieren möchten. Silke Rapp, Herbst-Schetters Kollegin, kennt das, seit Jahren arbeitet sie im sozialen Bereich. „Ich habe mit so vielen Gruppen gearbeitet, Suchtkranken, Alten, Familien, Kindern – jede Gruppe von ihnen arbeitete sehr engagiert, aber am Ende auch jede für sich.“

Das Café L'ink beweist, dass es bei den Bürgern durchaus das Bedürfnis gibt, auch mal neue Menschen kennenzulernen. Heute ist es besonders voll, Silke Rapp und Fidan Aydogdu schleppen noch einen weiteren Tisch heran, 20 Gäste sind schon da, und das Café ist gerade einmal seit zehn Minuten geöffnet. Erst seit einem Dreivierteljahr findet hier immer mittwochs der Kaffeeklatsch statt, doch längst ist das Café in Ludwigsburg ein fester Treffpunkt. Auf drei Jahre ist die Finanzierung ausgelegt, immerhin 280 000 Euro Gesamtkosten. Zwei Drittel trägt die Aktion Mensch, ein Drittel weitere Stiftungen. Doch für Eva Herbst-Schetter und Silke Rapp ist längst klar, dass die drei Jahre nur der Anfang sind. Sie

haben sich vorgenommen, weitere Standorte aufzubauen, damit das Angebot mehr Menschen erreicht. „Drei Jahre, drei Standorte, das ist unser Ziel.“

Voraussetzung dafür ist, ein Netzwerk im Stadtgebiet aufzubauen. Kooperationen mit Behinderteneinrichtungen, Integrationsprojekten, Jugend- und Seniorenarbeit sind bereits auf den Weg gebracht. Träger des Café-L'ink-Projekts ist der Verein Tragwerk, er engagiert sich seit Jahren für Chancen-

gleichheit in den unterschiedlichsten Lebensbereichen, auch davon kann das neue Inklusionsnetzwerk jetzt profitieren. Gleichzeitig können die Organisatoren auch Rückschlüsse aus dem Praxisprojekt Café L'ink ziehen: Welche Bedürfnisse haben Menschen mit Behinderung in Ludwigsburg? Wo fehlt es? Und an was? Gibt es Menschen, die sich einbringen wollen, aber nicht wissen wo?

In einigen Wochen stellt Eva Herbst-Schetter ihr Projekt an den örtlichen Schulen vor. „Schließlich soll auch unser Service-Team bald so durchmischt sein wie unser Publikum“, sagt Herbst-Schetter. Deshalb hofft sie, dass bald auch andere Ludwigsburger Schüler das Projekt unterstützen. „Samantha und Wasiliki helfen uns bereits sehr bei der Arbeit, und sie haben große Fortschritte gemacht.“ Anfangs konnten die beiden geistig behinderten Mädchen noch keine Bestellungen aufnehmen, sondern halfen nur in der Küche, aber inzwischen freuen sie sich auf ihre Arbeit am Mittwoch, Samantha sorgt für immer neuen Kaffee, Wasiliki zählt das Geld in der Kasse. Kaffee 1 Euro, Kuchen 50 Cent. Für die Schülerinnen ist der Nachmittag im Café eine wichtige Praxiserfahrung, bei der sie ihre Fähigkeiten testen können. Wenn die beiden 16-Jährigen Schulferien haben, dann springen zwei junge Männer aus den Theo-Lorch-Werkstätten für sie ein.

Inklusion in den Arbeitsmarkt – das Café L'ink versucht auch das. Während sich viele Gemeinden noch fragen, wie sie die Inklusion vorantreiben können, passiert das in Ludwigsburg ganz automatisch – durch Vernetzung. Mit nur einem Projekt treiben zwei Ludwigsburgerinnen die Inklusion gleich in mehreren Bereichen voran: An einem Tisch, an dem weder das Alter, noch die Herkunft oder das Geschlecht, noch der Grad der Behinderung zählen. „Eigentlich sollte das keine Errungenschaft sein, schließlich ist es ein Menschenrecht“, sagt Eva Herbst-Schetter und verweist auf die UN-Behindertenrechtskonvention. Seit 2009 gilt sie in Deutschland. Das Übereinkommen garantiert Barrierefreiheit in allen Bereichen: in der Mobilität, der Bildung, auf dem Arbeitsmarkt und dem restlichen Leben. Doch eine Unterschrift kann keine Gesellschaft verändern, weiß Herbst-Schetter: „Es liegt an einer Gesellschaft selbst, ob sie nicht nur die äußeren Rahmenbedingungen ändert, sondern auch die innere Einstellung.“

„AM ENDE IST DOCH SCHLIESSLICH JEDER AUF IRGEND EINE WEISE EIN TEIL EINER MINDERHEIT, JEDER IST ANDERS ALS DER ANDERE“, SAGT FIDAN AYDOGDU. DIE DEUTSCHLEHRERIN IST HEUTE MIT IHREN SCHÜLERINNEN ZU GAST.





## ALLE SIND IRGENDWIE ANDERS

Mathilda kann nicht gehen und besucht dennoch einen Regelkindergarten. Es war ein langer Prozess, bis ihr dortiger Alltag und ihre Bedürfnisse zueinander passten. Ihren Freundinnen fällt ihre Andersartigkeit kaum noch auf. Die Erwachsenen haben dabei von den Kindern gelernt, stets flexibel zu sein und bisweilen unkonventionell zu denken.

„SCHAU, WAS ICH NEUES HAB“:  
MATHILDA KOMMT NACH WOCHEN  
ZU BESUCH IN IHREN ALTEN  
KINDERGARTEN. IHRE FREUNDE  
KÖNNEN ES KAUM ERWARTEN, IHR  
ALLE NEUIGKEITEN ZU ERZÄHLEN.

TEXT: EVA WOLFANGEL  
FOTOS: ULI REINHARDT

**P**rinzessin Lillifée kommt mit ihrem Hofstaat. Da wären: ein Zwillingenbruder, eine kleine Schwester, eine Integrationshelferin, eine Mutter. Aber die gehen ein wenig unter, als der rosafarbene Rollstuhl mit dem sechsjährigen Mädchen durch die Türen des Matthias-Claudius-Kindergartens in Reutlingen rollt. Eine Horde Kinder stürmt auf das Mädchen im Rollstuhl ein, ein Kreischen und Quietschen, ohrenbetäubend wie die Bremsen eines Zuges. Das Mädchen lacht und beobachtet alles mit großen Augen durch eine lila Brille, die Kinder wetteifern um ihre Aufmerksamkeit. Ein Junge zeigt ihr seine neueste Lego-CD, ein paar Mädchen rufen „Darf ich?!“, eine lauter als die andere, und zeigen auf den Rollstuhl, das spannende Gefährt ihrer Spielkameradin. Na klar, Mathilda will sowieso raus aus dem Rollstuhl, sie spielt lieber mit den anderen Kindern auf Augenhöhe. Sie streckt ihre Hände zu ihrer Inklusionsassistentin Andrea Riehle, die schnallt sie ab und Mathilda steht auf, Riehle fängt sie gerade noch. „Wow, hast du geübt?“, fragt sie überrascht, aber da ist Mathilda schon auf dem Boden, rutscht auf allen Vieren durch den Kindergarten, stets begleitet von ihrer dreijährigen Schwester Antonia, die ihre Bewegung perfekt imitiert. Der Rollstuhl ist fortan von anderen Kindern belegt, die Spaß haben und auf diese Weise lernen, wie sich ein Rollstuhlfahrer bewegt.

Mathilda ist keine Prinzessin, sondern eine ganz normale Sechsjährige, bei der Lillifée hoch im Kurs steht. Die Phantasieprinzessin in Rosa ziert deshalb ihren Rollstuhl. Mathilda ist außerdem eines von 70 behinderten Kindern, das aktuell einen städtischen Regelkindergarten in Reutlingen besucht. Insgesamt werden 2735 Kinder in städtischen Einrichtungen betreut, weitere knapp 1600 Kinder besuchen private Kindergärten. Die Zahl der Behinderten unter ihnen wächst beständig: Während es im Jahr 2000 stadtweit noch vier so genannte Inklusionen gab, waren es 2013 bereits 88.

Mathilda ist keine Prinzessin, weil ihre Mutter Beate Ritter-Geay, ihre Kindergartenleiterin Monika Stiefel und Andrea Riehle darüber wachen, dass sich ihr Rollstuhl nicht zum Thron entwickelt. Denn dabei geht nicht nur der Zwillingenbruder Theodor unter, der eifersüchtig über die Rolle seiner Schwester wacht. Das widerspricht auch der Idee von In-



klusion: „Inklusion ist keine Einzelförderung“, sagt Monika Stiefel, „das Ziel ist, Teilhabe zu ermöglichen.“ Dazu gehört auch, dass Mathilda keine Prinzessinnenrolle bekommt, dass ihre Geschwister nicht im Hofstaat untergehen und dass auch keines der anderen Kinder zu kurz kommt. „Trotz ihrer körperlichen Beeinträchtigungen ist Mathilda vorwiegend Kind“, sagt Monika Stiefel.

Dieses Verständnis von Inklusion ist keine Selbstverständlichkeit. Häufig dürfen behinderte Menschen zwar „irgendwie mitmachen“, behalten aber stets ihre Sonderrolle. Genau das will Monika Stiefel mit ihrem Team verhindern. Dass sie dabei auf eine gute Infrastruktur und einen fundierten Reflexionsprozess zurückgreifen kann, liegt auch an der Reutlinger Sonderrolle: Während sich andere Städte erst mit dem Thema beschäftigen, seit Deutschland 2009 die Behindertenrechtskonvention der UN unterzeichnet hat, startete dieser Prozess in Reutlingen schon im Jahr 2000: Damals wurden bewusst die ersten vier behinderten Kinder in Regeleinrichtungen aufgenommen. 2004 gründete sich das trägerübergreifende Kuratorium Kindertagesbetreuung, das Inklusion

HAUPTSACHE BUNT UND MATSCHIG: FINGERFARBEN SIND DAS GRÖSSTE, FINDEN MATHILDA UND IHRE KINDERGARTENFREUNDIN. WER RICHTIG KREATIV SEIN WILL, BRAUCHT MÄCHTIG PLATZ. DAS GEHT SOWIESO AM BESTEN AUF DEM BODEN. ES IST EINER DER VIELEN MOMENTE, IN DEM MATHILDAS BEHINDERUNG ÜBERHAUPT NICHT AUFFÄLLT.

zu einem seiner zentralen Themen erklärte. 2007 schließlich unterzeichneten das Kuratorium und die Elterninitiative „Arbeitsgemeinschaft Integration“ die Reutlinger Erklärung: Diese betont die Bereitschaft, alle Kinder im Gemeinwesen aufzunehmen und offen für jede Lebenslage zu sein – auch für „besondere“. Von 2009 bis 2012 schließlich wurde die Inklusion in Reutlinger Kindergärten auch wissenschaftlich begleitet: Das Projekt IQUAnet unter der Trägerschaft der Arbeitsgemeinschaft Integration und der Evangelischen Hochschule Ludwigsburg bot unter anderem Fortbildungen und Beratungen für Erzieher, Eltern und andere Beteiligte. Eines der Ziele des Projektes formuliert Jo Jerg, Professor für Pädagogik an der Evangelischen Hochschule so: „Wir ermöglichen Kindern mit Assistenzbedarf, dass sie – ohne eine zusätzliche „Behinderung“ oder Barriere – sozialräumliche Lebensbeziehungen aufbauen können.“ Was in der wissenschaftlichen Sprache etwas sperrig klingt, war für das Netzwerk um Mathilda praktisches Programm: Ihr Leben im Kindergarten so zu organisieren, dass sie sich möglichst selbständig im Kreise ihrer Freunde bewegen konnte. Aber hier lauerten viele versteckte Herausforderungen.

Als Mathilda an diesem Donnerstagvormittag zu Besuch in ihren alten Kindergarten kommt, ist nichts davon zu spüren, dass sie so lange nicht hier war, weil sie umgezogen ist. Freundinnen umlagern das Mädchen, zeigen ihr die neuesten Spielsachen und toben wie Mathilda auf allen Vieren auf dem Podest im Spielzimmer. „Gell, ihr passt auf, dass Mathilda nicht rückwärts runterfällt“, mahnt Inklusionsassistentin Andrea Riehle die anderen Kinder, „wisst ihr noch?“ Dann lässt sie die Kinder allein. Sie hat das Mädchen drei Jahre hier begleitet, 12 Stunden in der Woche. Dabei hat sie gelernt, dass sich Erwachsene auch mal raushalten müssen. Riehle verschwindet mit Mathildas Mutter im Büro der Kindergartenleiterin. Auch sie haben sich viel zu erzählen.

Unzählige Male haben sie hier zusammen gesessen, an diesem kleinen runden Besprechungstisch in Monika Stiefels Büro, und Themen hin und her gewälzt. „Probleme“ würde keine von ihnen sagen, die drei Frauen sehen Inklusion eher als Herausforderung. Denn auch wenn Inklusion seit einigen Jahren ein geflügeltes Wort ist, zeigt sich erst in der Praxis, wie schwierig die Gratwanderung zwischen einer Sonderrolle



behinderter Menschen und deren sinnvoller Unterstützung ist. Immer wieder holten sich die drei Frauen Verbündete und Experten wie Physiotherapeuten, Rollstuhlanbieter oder auch Verwandte von Mathilda. In Afrika sagt man, für die Erziehung eines Kindes braucht man ein ganzes Dorf. Für eine gelungene Inklusion hierzulande gilt das ebenso. Der kleine runde Besprechungstisch von Monika Stiefel verschwand jedenfalls regelmäßig zwischen der schiereren Menge der Teilnehmer der Runden Tische.

Auch für Mathilda ist an diesem Tag jeder Tisch zu klein. Kurz nach der stürmischen Begrüßung sitzt sie zwischen ihren Freundinnen auf dem Boden des Gruppenraumes, die Hände bis zum Handgelenk mit Fingermalfarbe bedeckt. Sie hat sich ein riesiges rosa Malpapier zurechtgelegt und ein weiß-lila-grün-blaues feucht glänzendes Kunstwerk fabriziert. Auch der Boden hat einiges abbekommen, selbst die riesige Malunterlage war zu klein. Die Mädels kreischen vor Freude und genießen das Farbbad sichtlich. Dass eine von ihnen eigentlich im Rollstuhl sitzt, fällt jetzt gar nicht auf.

Das fiel mit der Zeit immer weniger auf, erinnert sich Andrea Riehle. Einmal sagte ein Kind zu Mathilda: „Gell, doof, dass du nicht laufen kannst.“ Die Inklusionsassistentin hielt den

DIE VIELEN RUNDEN TISCHE  
FÜR MATHILDAS INKLUSION  
HABEN DIE DREI FRAUEN  
ZUSAMMENGESCHWEISST:  
KINDERGARTENLEITERIN MONIKA  
STIEFEL, INKLUSIONSASSISTENTIN  
ANDREA RIEHLE UND MATHILDAS  
MUTTER BEATE RITTLER-GEAY.

Atem an und unterdrückte den Impuls zu sagen: „Dafür kann sie ganz viele andere Sachen!“ Aber Mathilda sagte nur: „Ja. Blöd.“ Damit war die Situation erledigt. „Wir Erwachsenen können da auch von den Kindern lernen“, sagt Riehle dazu.

Den Atem anhalten und erstmal abwarten, nicht gleich mit einem Erwachsenenpruch daherkommen, auch das mussten alle Beteiligten lernen. Schon ganz zu Anfang, als Mathilda mit genau drei Jahren zum ersten Mal durch die Türen in der Matthias-Claudius-Straße kam. Damals noch ohne Rollstuhl und auf dem Arm ihrer Mutter. Die setzte sie rasch auf den Boden, und das kleine Mädchen machte sich robbenderweise auf Entdeckungstour durch den Kindergarten. Vorbei an rennenden Kindern, mitten hinein zwischen tobende Jungs. Ihr Vater bekam beim Anblick seiner hilflosen Tochter in dieser so ungeschützten Umgebung feuchte Augen. Und auch die eingefleischten Erzieherinnen sollten fortan immer wieder Situationen erleben, in denen sie zusammenzuckten. Mathildas bester Freund beispielsweise hüpfte und sprang immer wieder über sie hinüber. „Direkt danach küsste er sie, er liebte sie“, erinnert sich Monika Stiefel. Etwas verbieten, das hilft wenig. Die Erzieherinnen warben um das Verständnis des Jungen. „Schau, wenn du ihre Hände triffst, das tut ihr weh.“ Aber Mathildas Freund wollte weiter hüpfen. Es ging gut. Vieles geht gut, wenn Erwachsene sich zurückhalten. Aber es ist eine Gratwanderung. „Es sollte ihr ja nichts passieren in unserer Obhut“, sagt Stiefel.

Auf den ersten Blick sieht man die Tricks nicht, die in vielen Runden Tischen mit Erzieherinnen, Eltern, Physiotherapeuten und der Inklusionsassistentin ausgetüftelt wurden und die Mathilda den Alltag im Regelkindergarten erst ermöglichen. In der ersten Zeit saß sie meist im Schneidersitz im „Spatzen-nest“ auf dem Boden vor dem Sofa, gestützt durch ein Stillkissen. Die Spatzen, die kleinen Kinder zwischen zwei und vier Jahren, haben einen abgetrennten Bereich im Kindergarten. Dort musste sie hingetragen werden. Von ihrem zentralen Platz vor dem Sofa konnte Mathilda alles sehen, die Kinder kamen zu ihr, um zu spielen. „Die kleinen Kinder haben gar nicht gemerkt, dass etwas mit ihr anders ist“, sagt Monika Stiefel. Es spielte ja keine Rolle. Sie war da, sie spielte mit. Eine Perspektive, von der sich Erwachsene etwas abschauen könnten.

Doch irgendwann wurde Mathilda flügge, robbte aus dem Spatzenbereich heraus, wollte auf dem Boden mit Bauklötzen spielen oder mit ihren Freundinnen am Tisch basteln. Aber sie konnte nicht auf den normalen Kinderstühlen sitzen: die Füße brauchten einen höheren Halt, um sie zu stützen. Auch auf allen Vieren auf dem Boden hatte sie anfangs kaum Kraft sich zu halten. Gemeinsam mit Therapeuten und Erzieherinnen machte sich Andrea Riehle auf die Suche nach Lösungen – die möglichst wenig kosten sollten. Denn alles, was erst im städtischen Haushalt beantragt werden muss, kostet vor allem Zeit. Wer im Kindergarten nicht auf Stühlen sitzen kann, kann nicht warten, bis der nächste Haushalt abgesegnet wird. Riehle fand große hölzerne Bauklötze, die fortan immer vor den Stuhl gelegt wurden, auf den Mathilda sich setzen wollte. Kleine Bänkechen dienten fortan dazu, dass sich Mathilda mit den Händen aufstützen konnte, um den Vierfüßlerstand besser auszuhalten. Schritt für Schritt konnte sich Mathilda beinahe so bewegen wie die anderen Kinder.

Später kam der Rollstuhl dazu – und brachte neue Hürden mit sich: er passte nicht unter die kleinen Tische, Mathilda konnte sich wegen eines Unterbaus am Waschbecken nicht

AUCH DIESE ART DER FORTBEWEGUNG MACHT SPASS: MATHILDAS SCHWESTER ANTONIA LIEBT ES, DEN „GANG“ IHRER SCHWESTER ZU IMITIEREN. OHNE ROLLSTUHL BEWEGT SICH MATHILDA AUF ALLEN VIEREN FORT.



allein die Hände waschen und jede noch so kleine Türschwelle bremste sie aus: ihre Kraft reichte nicht, um darüber zu fahren. Hier zeigte ihr Vater Erfindergeist und bastelte eine kleine mobile Rampe, die stets im Rollstuhl mitfährt. Höhenverstellbare Tische mussten schließlich beantragt werden – und die Bitte des Kindergartens, das Schränkchen unter dem Waschbecken aussägen zu dürfen, wurde schließlich schnell und unbürokratisch von der Stadt gewährt. Mit dem Klarzukommen, was da ist, das war eine der großen Herausforderungen. Nicht jede Arbeitsstunde kann bezahlt werden, wenn ein kleines Mädchen die Welt entdecken will.

Später im Sitzkreis steht der Rollstuhl von Mathilda als eine Sitzmöglichkeit neben anderen. Daneben kleine rote Stühle, ein Hocker mit Rollen dran und ein gepolsterter Schreibtischsessel. Jedes Kind darf sich selbst aussuchen, auf welchem Möbelstück es die Kinderbesprechung verbringen möchte. Der Rollstuhl ist gefragt. „Darf ich?“, fragt ein Mädchen Mathilda und sitzt – schwupp – darin. Mathilda wählt einen der roten Kinderstühle aus. Eine Erzieherin bringt ihr einen Schemel für die Füße und hilft ihr hinauf.

Welcher Stuhl für welches Kind? Schon in dieser kleinen Alltagsentscheidung zeigt sich der Grundgedanke der Vielfalt: Der Rollstuhl ist für alle da, die ihn mal ausprobieren wollen – wenn Mathilda es erlaubt. Den Hocker daneben mit den Rollen suchen sich oft Kinder aus, die das Stillsitzen nicht so gut aushalten, erklärt eine Erzieherin: „Wenn die Kinder entscheiden dürfen, wo sie sitzen wollen, nimmt das den Kindern dieses ‚ich bin anders‘.“ Hier wird klar: Alle sind irgendwie anders. Manche wollen nicht still sitzen, manche reden ganz leise – und einen großen Teil des realen Förderbedarfs sieht man nicht auf den ersten Blick. Diese ganze Inklusionsgeschichte hat auch den Blick der Erzieherinnen geschärft.

Flexibel zu sein, auch das mussten die Beteiligten lernen. Eines Tages schickte Mathilda ihre Physiotherapeutin fort. „Ich habe jetzt keine Zeit, ich muss mein Kostüm fertig basteln.“ Ein andermal fluchte sie über den Barfußpfad, den die Erzieherinnen liebevoll im Garten eingerichtet hatten und der auch mit dem Rollstuhl befahrbar war. Aber Mathilda wollte nicht über den Barfußpfad rollen, so war das ja eigentlich nicht gedacht. Sie wurde wütend, haderte mit ihrem Schicksal. Die



INNIGER ABSCHIED: DER BESUCH IM ALTEN KINDERGARTEN GING VIEL ZU SCHNELL VORBEI. MATHILDA VERABSCHIEDET SICH VON EINER ERZIEHERIN.

Erzieherinnen suchten gemeinsam mit ihr eine Lösung und fanden Stationen, die auch im Sitzen erfüllbar waren. Solche Situationen sind auf den ersten Blick anstrengend. Auf den zweiten Blick sind sie ein gutes Zeichen, findet Kindergartenleiterin Stiefel: „Mathilda ist eine eigene Persönlichkeit.“ Sie soll sich nicht nur anpassen müssen an das, was Inklusionsexperten für gut für sie halten.

Was gut für alle ist, wussten häufig auch Mathildas Freunde ganz intuitiv. So wie heute: Der Sitzkreis geht zu Ende, die Kinder verabschieden sich. Ebenso wie jeder seinen Sitzplatz aussuchen darf, entscheiden sie am Ende gemeinsam, wie sie den Stuhlkreis am Ende wieder verlassen. „Ohne Füße!“, rufen sie. Alle Kinder verlassen den Stuhlkreis robbend auf dem Boden, die Füße in der Luft. Wieder fällt Mathildas Andersartigkeit gar nicht auf.

Die kleine Gruppe im Büro von Monika Stiefel will sich am Ende des Besuchs gar nicht wieder trennen. Die vielen Besprechungen und das gemeinsame Knobeln an vertrackten Problemen haben die Mutter, die Kindergartenleiterin und die Inklusionshelferin zusammengeschweißt. Und nicht zuletzt das Gefühl, etwas erreicht zu haben – für Mathilda, aber auch für alle anderen Kinder. „Mathilda war ein Gewinn für uns“, sagt Monika Stiefel.

Ob das Mädchen auch im weiteren Leben das Glück der Teilhabe hat? Das hängt von Einzelnen ab. Denn Inklusion ist immer anders. Es gibt keine Regeln, keine vorgegebenen Pfade. „Die Erfolge geben mir Kraft und Energie für die nächsten Schritte“, sagt Beate Rittler-Geay. Und die kommen: In der Grundschule ihres neuen Heimatortes gibt es keinen Treppenlift. Aber das ist Technik, die Mutter hat schon die Telefonnummer des Zuständigen von der Stadt. Viel wichtiger: Die Schullektorin hat sich schon eineinhalb Jahre vor Einschulung in die Runden Tische im Kindergarten eingeklinkt. Sie weiß, wie wichtig das ist. Es geht weiter.

---

# MOMENTAUFNAHMEN IM STÄDTE-NETZWERK INKLUSION

---

Die „Kommunale Beratungsstelle Inklusion“ beim baden-württembergischen Städtetag macht interessierten Städten das Angebot eines regelmäßigen Erfahrungsaustausches in Form eines offenen Netzwerkes. Die Netzwerktreffen mit mehr als 20 teilnehmenden Städten sind geprägt durch einen hohen Bedarf an Informationen. Häufige Fragen sind: Welche guten Beispiele für gelingende Inklusion gibt es? Wie können wir Menschen mit Behinderung vor Ort beteiligen? Wie können wir möglichst viele Menschen in unserer Stadtgesellschaft für das Thema sensibilisieren? Wie können wir das Thema Inklusion als Querschnittsthema in kommunale Planungsprozesse einbinden? Die bisherige Praxis in den Mitgliedsstädten zeigt, dass die Kommunalverwaltungen immer dann gefragt sind, wenn es um die Steuerung eines gemeinsamen Prozesses mit allen Partnern in kleinen Schritten geht.

Beim Blick auf die sich hier darstellenden Städte wird deutlich, dass in jeder Stadt ein eigener Weg für ein inklusives Gemeinwesen gefunden wird, um vor Ort Vielfalt und Teilhabe zu ermöglichen. Die von den

Netzwerkkommunen hier selbst vorgelegten Texte sind Momentaufnahmen. Ein Blick mit der Lupe auf einen kleinen Ausschnitt der Inklusionslandkarte einer Stadt. Es sei ausdrücklich darauf hingewiesen, dass diese kurzen Momentaufnahmen keine vollständige Darstellung aller Inklusionsbemühungen vor Ort sind.

Die Momentaufnahmen bieten die Chance, die vielfältigen kommunalen Entwicklungen zu nutzen, um gegenseitig voneinander zu lernen, wie in Zukunft Vielfalt, Toleranz und Teilhabe von Menschen mit und ohne Behinderungen, Beeinträchtigungen oder Handicaps erlebt, gelebt und auch gesteuert werden können.

Als erstes Fazit der vielen bisherigen Erfahrungen halten wir fest: Die Bemühungen um Inklusion sind ein Gewinn für die Lebensqualität aller. Die Prozesse vor Ort brauchen einen klaren Auftrag und eine eindeutige Verortung innerhalb der Verwaltung. Nebeneinanderstehende, auch konkurrierende Ideen müssen im Sinne einer integrierten Stadtentwicklung gemeinsam gedacht und in der Umsetzung zusammengeführt werden.

---

## Aalen

Die im Februar 2009 von der Bundesregierung ratifizierte UN-Behindertenrechtskonvention (UN-BRK) stellt momentan nicht nur Bund und Länder, sondern auch die Kommunen vor die offene Frage der „Umsetzung“. Um den ersten Schritt zu bewältigen, erstellt die Stadt Aalen einen kommunalen Aktionsplan. Dabei bedeutet die kontinuierliche Bearbeitung des Themenfelds „Inklusion“ eine Sensibilisierung der Bürgerinnen und Bürger – der Weg ist das Ziel.

Verankerung in der Verwaltung: Die Erstellung eines kommunalen Aktionsplanes ist in Aalen Chefsache, also direkt beim Oberbürgermeister angesiedelt. Die Inklusion ist nachhaltig in allen Bereichen der Stadtverwaltung verankert.

Ziel: Die Stadt Aalen verfügt über einen kommunalen Aktionsplan, der von einer breiten Basis mitgetragen wird. Dieser berücksichtigt die unterschiedlichen sozialräumlichen Strukturen der Stadt (Quartiersmanagement).

Akteure/Kooperationspartner: Beim Aktionsplan sind viele Bevölkerungsgruppen eingebunden – von der Frühförderung bis zum Seniorenstift, vom Gymnasium bis zur Sonderschule, von der Stadtverwaltung über die Wirtschaftsunternehmen bis zur Werkstatt für Menschen mit Behinderung. Nur durch eine breite Beteiligung und permanente Einbindung bekommen die Menschen ein Gefühl für die Bedeutung und Tragweite der Inklusion.

Schritte, Erfahrungen, Perspektiven: Der Aktionsplan soll ein dynamisches Werk sein und nicht auf Dauer festgeschrieben. So kann die Stadtverwaltung kurzfristig auf

bestimmte Vorgaben und Entwicklungen reagieren. Durch die kontinuierliche Bearbeitung wird die Bevölkerung permanent eingebunden.

---

## Ditzingen

Bereits 1981 wurde in Ditzingen durch eine Elterninitiative auf kirchlicher Ebene der Ökumenische Arbeitskreis „Miteinander-Füreinander“ ins Leben gerufen, der bis heute auf rein ehrenamtlicher Basis Freizeitangebote für Menschen mit Behinderung und ihre Angehörigen anbietet. Der Arbeitskreis stieß bald nach der Gründung an seine Grenzen, denn es wurde deutlich, dass die betroffenen Familien mehr brauchten als Freizeitangebote. Zunehmend wurden Wünsche nach Entlastungsangeboten, Betreuungen, Beratungen und Fahrdiensten geäußert.

Der Ökumenische Arbeitskreis meldete diesen Bedarf der Stadt Ditzingen und so wurde im April 1990 der Familienentlastende Dienst durch die Stadt gegründet. Entsprechend seiner Zielsetzung der Pflege, Betreuung und Entlastung von Familien mit geistig behinderten Angehörigen wurde er der Sozialstation Ditzingen angegliedert. Mit der Einführung der Pflegeversicherung und der damit verbesserten finanziellen Unterstützung in der häuslichen Betreuung entwickelte sich das Angebot des Dienstes recht schnell.

Heute gehören zum Familienentlastenden Dienst 25 bürgerschaftlich engagierte Mitarbeiter/innen und 1,4 hauptamtliche Mitarbeiter/innen. Sie bieten stundenweise Gruppenangebote, freizeitorientierte

Tagesbetreuungen, Wochenendfreizeiten, Urlaubsfahrten und Schulferienbetreuungen an. Zusätzlich werden pro Jahr ca. 1000 Hilfestunden im häuslichen Umfeld geleistet.

Zum Jahresbeginn 2014 wurde der Familienentlastende Dienst organisatorisch der Verwaltung zugeordnet. Hier liegt die Zielsetzung zugrunde, zusätzlich zum bisherigen Arbeitsfeld der Pflege, Betreuung und Beratung Anstöße zur Gestaltung eines inklusiven Gemeinwesens zu geben und die UN-Behindertenrechtskonvention umzusetzen. Parallel sollen innerhalb der Verwaltung die vielfältigen Aspekte der Inklusion zusammengeführt und koordiniert werden.

In einem ersten Schritt wird 2015 ein Aktionsjahr zur Inklusion sein. Vielfältige Aktionen (auch im Rahmen des 25-jährigen Bestehens des Familienentlastenden Dienstes) und Veranstaltungen in unterschiedlichen Bereichen im Gemeinwesen sind geplant, die die Ditzinger Bürger für das Thema Inklusion sensibilisieren sollen. Im Folgenden soll ein Netzwerk mit Kooperationspartnern aufgebaut werden, in dem Interessierte und Menschen mit Einschränkungen ihre aktuellen Themen erarbeiten. Konkret wird in einem ersten Projekt die Verwaltung Stadtteilspaziergänge anbieten, um die barrierefreie Teilhabe im öffentlichen Raum in Ditzingen zu fördern.

## Esslingen am Neckar

Die Stadt Esslingen am Neckar geht mit dem vom Sozialministerium geförderten Projekt „Auf dem Weg zu einem inklusiven Esslingen“ einen nächsten Schritt: Der Anspruch einer inklusi-

ven Kommune soll auf eine neue konzeptionelle Basis gestellt werden. Das Projekt verfolgt drei zentrale Ziele. Erstens wird durch eine empirische Erhebung das Wissen über die Lebenssituation und die Teilhabemöglichkeiten von Menschen mit Behinderung in Esslingen erhöht. Zweitens wird dieses neue Wissen genutzt, um im Sinne der UN-Behindertenrechtskonvention gemeinsam mit Betroffenen sozialraumorientierte Strategien für eine bessere Teilhabe von Menschen mit Behinderung zu entwickeln. Drittens sollen nachhaltige Strukturen geschaffen werden, um das Thema Inklusion dauerhaft in der Kommunalpolitik zu verankern.

Das Projekt knüpft an die bereits vorhandenen Strukturen an. So sind Mitglieder des Arbeitskreises „Hilfen für Menschen mit Behinderung“ aktiv in das Projekt eingebunden. Durch regelmäßige Treffen von Vertreter/innen der Stadtverwaltung und Mitgliedern des Arbeitskreises in dem neu eingerichteten Projektbeirat sowie in Fokusgruppen wird eine tragfähige Basis für eine zukünftige Weiterentwicklung der Teilhabeplanung geschaffen. Die für die Koordination des Projektes eingerichtete Geschäftsstelle Inklusion dient u.a. als Schnittstelle zu Menschen mit Behinderung und zu den Ämtern der Stadtverwaltung.

Der Fokus wird auf Handlungsfelder gerichtet, die für die Kommunalverwaltung der kreisangehörigen Stadt Esslingen besonders gestaltungsfähig sind: Barrierefreiheit im öffentlichen Raum, Bildung und Erziehung, Freizeit, Kultur, Sport, Gesundheit und Versorgung sowie Wohnen. Das Projekt nimmt sozialraumorientiert die unterschiedlichen Lebensbedingungen in den Stadtteilen/Bürgerausschussbereichen in den Blick. Das Forschungsprojekt wird in Zusammenarbeit

mit dem Institut für angewandte Sozialwissenschaften der Dualen Hochschule Baden-Württemberg (IfaS) durchgeführt.

Es soll ein Aktionsplan erstellt werden, der Ziele, konkrete Maßnahmen und Strategien enthält, um die Inklusion in Esslingen weiter voranzubringen. Mit einem örtlichen Aktionsplan könnte mittelfristig das Ziel erreicht werden, Fachplanungen, Stadt- und Stadtteilentwicklungsplanungen sowie Infrastrukturplanungen zu koordinieren und zu verknüpfen – unter Einbeziehung der bestehenden Gremien. Esslingen steht am Anfang einer kommunalen Gesamtstrategie für ein inklusives Esslingen. Inklusion fällt in die Verantwortung aller Akteure und kann nur gemeinsam erreicht werden.

## Fellbach

In unmittelbarer Nähe zur Landeshauptstadt gelegen, ist Fellbach nicht nur die zweitgrößte Kommune im Rems-Murr-Kreis, sondern auch eine vielfältige und offene Stadt. Alle Menschen, die hier leben und arbeiten, sollen sich wohl fühlen und am Leben gleichberechtigt teilhaben können. Daher ist es dem Gemeinderat ein wichtiges Anliegen, dass die UN-Behindertenrechtskonvention umgesetzt wird. Weil dafür noch viele Barrieren aus dem Weg geräumt werden müssen, hat Fellbach als eine der ersten Kommunen ihrer Größe in Baden-Württemberg eine eigene Planstelle eingerichtet und beschäftigt seit April 2013 eine Inklusionsbeauftragte.

Bushaltestellen umbauen, inklusive Freizeitangebote schaffen, Arbeitgeber sensibilisieren – das sind nur einige Beispiele

von vielen Maßnahmen, die in nächster Zeit anstehen. Grundlage für das gemeinsame Vorgehen ist der Aktionsplan Inklusion für Fellbach, dessen Entwurf vor kurzem in den Sozialausschuss eingebracht wurde. Entstanden ist der Leitfaden auch mit Hilfe von Menschen mit Behinderung, die sich aktiv am Prozess beteiligt und ihr Wissen sowie ihre Kompetenzen eingebracht haben. Heute gehören etwa 15 Betroffene zum Kreis der Mitarbeitenden, was keine Selbstverständlichkeit ist, sondern das Ergebnis von vielen Einzelgesprächen und einiger Überzeugungsarbeit. Da es in Fellbach nur wenige Einrichtungen der Behindertenhilfe gibt, musste der Kontakt zu den Betroffenen auf anderem Weg hergestellt werden. Gelungen ist das unter anderem mit einer schriftlichen Befragung der Fellbacher Bürgerinnen und Bürger, die im Besitz eines gültigen Schwerbehindertenausweises sind. Geholfen haben dabei aber auch große Einrichtungen wie die Diakonie Stetten.

Zwischenzeitlich diskutieren die Menschen mit Behinderung wie selbstverständlich mit den am Aktionsplan beteiligten Fachkräften und Mitarbeiter/innen der Stadtverwaltung über individuelle Bedürfnisse und generelle Barrieren. Das Miteinander von Menschen mit und ohne Behinderung in der Steuerungsgruppe hat zu einer beidseitigen Sensibilisierung geführt, was ein wichtiger Schritt ist auf dem Weg zu einer inklusiven Gemeinde. In der Steuerungsgruppe wird Inklusion bereits vorgelebt, da alle zusammen dasselbe Ziel verfolgen und die gleiche Vision haben: Ein gleichberechtigtes Leben aller Menschen in allen gesellschaftlichen Bereichen. Wie so oft sind es dabei die kleinen Schritte, die zum Ziel führen, weil möglichst viele Menschen mitgehen sollen. Fellbach hat sich auf den Weg gemacht und

ist dabei, ganz unterschiedliche Projekte und Maßnahmen umzusetzen. Die Offenheit und Bereitschaft, sich mit dem Thema Inklusion auseinanderzusetzen, ist bereits an vielen Stellen spürbar. Das zeigt, dass der Weg der richtige ist.

## Freiburg im Breisgau

Inklusion heißt für Freiburg, „dass alle Mitglieder der Gesellschaft von Anfang an und in allen Bereichen gleichberechtigt zusammenleben und selbstverständlich in ihrer Unterschiedlichkeit akzeptiert werden. Voraussetzung dafür ist eine Gesellschaft, die allen Menschen zur Teilhabe offen steht, also inklusiv ist.“ Damit bezieht sich die Inklusion in Freiburg nicht nur auf die Teilhabe von Menschen mit körperlicher, seelischer oder geistiger Behinderung. Gemeint sind alle Menschen.

Am 12. November 2013 beauftragte der Gemeinderat die Verwaltung der Stadt Freiburg mit der Erarbeitung einer Gesamtstrategie und der Erstellung eines Aktionsplans „Inklusives Freiburg“, bestehend aus Zielen und Maßnahmen.

Ziel einer Gesamtstrategie ist eine Verständigung über die kommunalen Zielsetzungen bei der Umsetzung der UN-Behindertenrechtskonvention sowie eine Zusammenführung und Weiterentwicklung der unterschiedlichen Maßnahmenstränge im Bereich der Inklusion.

Nach dem Grundsatzbeschluss des Gemeinderats wurde innerhalb der Verwaltung eine Lenkungsgruppe Inklusion eingerichtet, in der die Dezernate der Stadtverwaltung

mit den entsprechenden Fachämtern sowie der Beirat für Menschen mit Behinderung und das Netzwerk Inklusion Freiburg/Breisgau-Hochschwarzwald vertreten sind. Für die Organisation und Koordination dieses auf mehrere Jahre angelegten Prozesses wurde zudem eine Stabsstelle Inklusion eingerichtet.

Am 7. Juli 2014 wurde eine Zielfindungswerkstatt durchgeführt, an der verschiedene städtische Ämter und Dezernate, Gesellschaften sowie sonstige relevante Träger und Institutionen teilnahmen. Auf dieser Grundlage wurde ein Leitbildentwurf für ein inklusives Freiburg erstellt.

Als nächster Verfahrensschritt werden nun Fachgespräche zu den verschiedenen Handlungsfeldern realisiert, um Maßnahmen zu entwickeln. Im Juli 2015 soll der Aktionsplan „Inklusives Freiburg“, bestehend aus Leitbild und Maßnahmenkatalog, im Gemeinderat verabschiedet werden.

## Heidelberg

Inklusion ist in Heidelberg ein gesamtstädtisches Thema und umfasst alle Handlungsfelder der Gesellschaft, also die Themenfelder Kindertagesstätten, Schule und Bildung, Wohnen, Arbeiten, Freizeit, Barrierefreiheit und Selbstvertretung. Alle diese Handlungsfelder sind als Bestandteile der Stadtentwicklungsplanung zu bedenken und gemeinsam zu planen. Dafür ist es notwendig, neben der Verwaltung alle Akteure einer Kommune – Gemeinderat, Verbände, Kirchen, Vereine, Bürger/innen und die Betroffenen selbst – aktiv einzubinden.

Verwaltung und Kommunalpolitik sind bereits in verschiedenen Themenfeldern aktiv geworden, beispielsweise auf dem Gebiet der inklusiven Beschulung, bei der Vermittlung von Menschen mit geistiger Behinderung auf den allgemeinen Arbeitsmarkt oder in Form eines Grundsatzbeschlusses des Gemeinderates zum barrierefreien Bauen in Heidelberg. Bereits seit 2008 gibt es einen Beirat von Menschen mit Behinderungen mit Geschäftsstelle beim Amt für Soziales und Senioren.

Eine konkrete Maßnahme aus dem Bereich Freizeitgestaltung ist der geplante „Inklusionsatlas“ der Stadt Heidelberg. Gemeinsam mit dem Verein zur beruflichen Integration und Qualifizierung e.V. will die Stadt den Zugang zu inklusiven Freizeitaktivitäten erleichtern.

In der ersten Projektphase wurden in den vergangenen Monaten rund 600 Fragebögen an Anbieter von Freizeit-, Sport-, Kultur- und Tourismusangeboten in Heidelberg verschickt, um zu ermitteln, welche inklusiven Angebote es bereits gibt. Die Auswertung der Fragebögen durch die wissenschaftliche Begleitung des Instituts für angewandte Sozialwissenschaften an der Dualen Hochschule Baden-Württemberg unterstreicht das Interesse an der Thematik: Bereits 44% der Anbieter führen derzeit inklusive Aktivitäten durch. 92% zeigen die Bereitschaft, ihr Angebot in Zukunft inklusiv(er) zu gestalten.

Um die Wünsche und Bedürfnisse in der Freizeitgestaltung von Menschen mit Behinderung näher zu beleuchten, werden in der zweiten Projektphase Interviews mit repräsentativen Personengruppen geführt. Für eine möglichst breite Stichprobe werden Selbsthilfegruppen, Werkstätten, Elterninitiativen, Verbände u. ä. kontaktiert, mit der Bitte,

das Projekt durch vertiefende Gespräche zu unterstützen.

Ziel des Projekts ist es, Menschen mit Behinderung in Heidelberg inklusive Freizeitmöglichkeiten aufzuzeigen, diese weiter auszubauen und Impulse für neue Angebote zu setzen. Informationen über inklusive Aktivitäten sollen auf einer frei zugänglichen Datenbank, einem sog. Inklusionsatlas, bereitgestellt werden. Der geplante Aufbau einer Vermittlungsbörse am Ende des Projekts soll den Zugang zu inklusiven Aktivitäten weiter erleichtern. Sie hat die Aufgabe, passende Angebote für Menschen mit unterschiedlichen Bedürfnissen und Voraussetzungen zu finden und gemeinsam den ersten Kontakt zu Anbietern zu knüpfen. Das Projekt wird gefördert vom Kommunalverband für Jugend und Soziales Baden-Württemberg.

## Karlsruhe

Durch den Bau einer unterirdischen Straßenbahn befindet sich Karlsruhe in einem gewaltigen Umbauprozess. Vor diesem Hintergrund werden alle unterirdischen Haltestellen sowie die Zu- und Abgänge für Menschen mit Behinderungen barrierefrei gestaltet. Ein Blindenleitsystem in der zukünftigen Kaiserstraße, der Via Magistrale, wird geplant. Parallel wird erstmals in drei Ämtern der Stadtverwaltung Leichte Sprache eingeführt. Zusammen mit der Einführung einer barrierefreien Datenbank wird die Mobilität von Menschen mit Behinderungen weiter erhöht werden. Der Beirat für Menschen mit Behinderungen initiiert, diskutiert und begleitet all diese Projekte. Seit seiner Gründung im Jahre 2013 liegen hier viel Erfahrung und Wissen vor.

Die Umsetzung der UN-Behindertenrechtskonvention in Karlsruhe startet 2015 mit dem Handlungsfeld Wohnen in einem breiten Beteiligungsprozess. Die anderen Handlungsfelder sind nicht unbearbeitet, sondern die Konzentration auf ein Handlungsfeld bringt eher zum Ausdruck, dass in den anderen Feldern bereits wichtige Maßnahmen erfolgreich umgesetzt wurden.

Im Bereich Bildung bekennt sich die Stadt Karlsruhe zum Beispiel gemeinsam mit dem Staatlichen Schulamt Karlsruhe zu einer inklusiven Bildung von Kindern mit und ohne Beeinträchtigungen bzw. Behinderungen. Seit 2011 finden deshalb jährliche Elternforen „Inklusion“ statt, die sich an Eltern wenden, die diesen Schritt mit ihrem Kind gehen möchten. Die Eltern lernen hier alle Ämter kennen, die für Inklusion zuständig sind, hier können sie Fragen stellen und erhalten Antworten. Alle Eltern bekommen Informationen über die Verfahrenswege zum gemeinsamen Lernen. Im Jahr 2012 wurde der Runde Tisch Inklusion mit dem Ziel gebildet, den Prozess der inklusiven Einschulung transparenter und klarer zu machen.

Der Schwerpunkt der Umsetzung der UN-Behindertenrechtskonvention im Jahr 2015 liegt auf dem Thema Wohnen. Das Ziel ist, Menschen mit Behinderungen eine bedarfsgerechte, wohnortnahe Versorgung in der Stadt mit einer sozialräumlichen Anbindung zur Verfügung zu stellen. Um sich diesem Ziel zu nähern, wird das Handlungsfeld Wohnen in fünf Schritten erarbeitet:

- Durchführung einer Analyse der Situation der vorhandenen stationären und ambulanten Plätze,
- Erhebung des Bedarfs gemeinsam mit Betroffenen, Angehörigen und Trägern,
- Entwickeln von Zielen,

- Maßnahmen entwickeln und
- die Maßnahmen überprüfen.

Dazu wird eine Steuerungsgruppe gegründet, die diesen Prozess begleitet und unterstützt.

Der Beteiligungsprozess wird durch eine Veranstaltung abgerundet, bei der alle Träger, die Betroffenen, Angehörigen sowie Selbsthilfegruppen zu den Zielen, deren Bedarf und den gewünschten Maßnahmen für das Handlungsfeld Wohnen befragt werden.

## Kirchheim unter Teck

Seit 33 Jahren besteht der Arbeitskreis Hilfen für Menschen mit Behinderungen und stellt sich den aktuellen gesellschaftlichen Herausforderungen. Am 2. Dezember 2014 ging er über in das neue Netzwerk Inklusion mit neuer Struktur und Arbeitsweisen. Dabei kann auf die gute Basis zurückgegriffen werden, die durch das Wirken des Arbeitskreises in der Stadt entstanden ist.

Im Internationalen Jahr der Behinderten 1981 lud die Stadtverwaltung erstmals Behindertenverbände, Selbsthilfegruppen und Initiativen ein, um einen regelmäßigen Austausch in Gang zu bringen, gemeinsame Aktionen durchzuführen und die Stadtgesellschaft für die Belange der Menschen mit Behinderungen zu sensibilisieren.

Stand zu Beginn das gegenseitige Kennenlernen und Informieren im Mittelpunkt, so wurde mit den Jahren das Gremium immer mehr zum Sprachrohr für Themen der Menschen mit Handicaps. Auf dieser Basis pflegen die Akteure ein vertrauensvolles Miteinander. Es entstanden wichtige Aktionen

gemeinsam mit der Stadtverwaltung, die zum Beispiel das Thema Barrierefreiheit aufgegriffen haben. Mittlerweile sind routinemäßig entsprechende Vertretungen der unterschiedlichen Handicaps bei städtischen Planungen beteiligt. Zukunftsweisende Lösungen im Lebensumfeld der Menschen mit Handicaps lassen sich nur mit Ausdauer und unter Beteiligung von Betroffenen, Eltern und Verbänden sowie der Stadtverwaltung erreichen.

Dies zeigte sich besonders ab 1999 bei der Erstellung des Teilsozialplans „Menschen mit Behinderungen in Kirchheim unter Teck“, der in seiner Umsetzungsempfehlung vieles aufgriff, was heute die Inklusionscharta fordert.

Der Gemeinderat hat in seinen Leitzielen die „inklusive Stadt“ festgeschrieben. Feststellbar ist, dass die erfolgreiche Zusammenarbeit aller am Thema Beteiligten es erreicht hat, nicht nur die sichtbaren Barrieren im öffentlichen Raum, bei Zugängen zu Gebäuden und teilweise im Wohnungsbestand abzubauen, sondern auch Barrieren in den Köpfen der Menschen in der Stadt durch Positivbeispiele zu überwinden. Hier ist zu nennen die mittlerweile regelmäßige Bewirtung bei städtischen Veranstaltungen durch die Lebenshilfe (Neujahrsempfang „Dämmer-schoppen“) oder das Sportfest der Begegnung im Stadtteil Ötlingen.

## Ludwigsburg

Ludwigsburg ist eine kreisangehörige Stadt mit rund 91 000 Einwohnern. Im Rahmen eines nachhaltigen und integrierten Stadtentwicklungskonzeptes „Chancen für Ludwigsburg“ (SEK) wurde der

Ansatz, alle Menschen gleichberechtigt teilhaben zu lassen, seit 2004 etabliert. Daher haben im SEK von Anfang an auch in besonderer Weise bürgerschaftliches Engagement und bürgerschaftliche Beteiligung eine zentrale Rolle gespielt.

„Selbstbestimmt mobil“, eine überaus aktive Gruppe geheingeschränkter Menschen, wird ständig zur Beratung hinzugezogen und setzt auch eigene Impulse, etwa mit einem speziellen Innenstadtplan, der Überprüfung des öffentlichen Personennahverkehrs etc. Darüber hinaus wird mit einem „Runden Tisch von und für Menschen mit Behinderung“ die traditionelle Versäulung der Zuständigkeiten und Institutionen aufgebrochen.

Mit dem Projekt IQUAnet (Inklusion in Kindertageseinrichtungen und Kommunen) und ganz neu der Mitwirkung im landesweiten Beirat „Inklusion von Anfang an nachhaltig gestalten“ konnten in der frühkindlichen Bildung wichtige Impulse gegeben werden.

Um das Thema Inklusion noch stärker in der Stadtgesellschaft zu verankern, wird die nächste Zukunftskonferenz, die das Stadtentwicklungskonzept begleitet und fortschreibt, im Frühjahr 2015 Inklusion als Schwerpunkt setzen. Darüber hinaus erprobt der städtische Fachbereich Bürgerschaftliches Engagement für seine Handlungsfelder den Einsatz des „Kommunalen Index für Inklusion“.

## Mannheim

Mit Unterzeichnung der „Erklärung von Barcelona“ im Mai 2010 hat sich die Stadt Mannheim dem Leitprinzip der Inklusion

verpflichtet. Vor diesem Hintergrund kamen verschiedene Planungsprozesse mit dem gemeinsamen Ziel in Gang, die Situation von Menschen mit Behinderung in Mannheim im Sinne der UN-Konvention zu verbessern und eine volle und gleichberechtigte Teilhabe Schritt für Schritt zu ermöglichen.

Die Stadt Mannheim beschäftigt bereits seit 2006 einen hauptamtlichen Beauftragten für Menschen mit Behinderung. Unter seiner Leitung tagt das 2007 gegründete „Forum Behinderung“, das dem wechselseitigen Erfahrungsaustausch von betroffenen Bürgerinnen und Bürgern, Verbänden und Institutionen dient.

Im Dezember 2010 fand in Mannheim unter Schirmherrschaft von Oberbürgermeister Dr. Peter Kurz der Kongress „Mannheim – die behindertenfreundliche Stadt“ statt. Neben zahlreichen Fachreferaten wurden in Workshops Vorschläge zu Themen wie Arbeit und Beschäftigung, Barrierefreiheit, Bildung und Kultur erarbeitet. Diese fanden Eingang in einen lokalen Aktionsplan, der im Anschluss an den Kongress vom „Forum Behinderung“ erarbeitet und im Jahr 2011 im Gemeinderat zustimmend zur Kenntnis genommen wurde. Der Aktionsplan bündelt die Forderungen und Empfehlungen des „Forums Behinderung“ und des Kongresses und gibt konkrete Handlungsempfehlungen zu allen Lebensbereichen.

Unter breiter Beteiligung wurde zeitgleich im Fachbereich Arbeit und Soziales ein Teilhabeplan für die beiden zentralen Lebensbereiche „Arbeit“ und „Wohnen“ erarbeitet. Die Handlungsempfehlungen des Teilhabeplanes orientieren sich ebenfalls an den Vorgaben der UN-Konvention und sind handlungsleitend für die Arbeit des Fachbereichs

Arbeit und Soziales. Dieser vollzieht konsequent den Paradigmenwechsel in der Eingliederungshilfe von einem defizitorientierten Fürsorgesystem hin zu einem auf Selbstbestimmung abzielenden, am individuellen Bedarf ausgerichteten Unterstützungssystem im Sinne der UN-Behindertenrechtskonvention. Um dieses Ziel zu erreichen, setzt der Fachbereich auf eine qualifizierte Hilfeplanung, die den individuellen Bedarflagen von Menschen mit Behinderung Rechnung trägt und sie dabei unterstützt, ihr Leben möglichst selbstbestimmt zu gestalten. Als wichtige Handlungsfelder sind zu nennen: die Schaffung von Rückkehrmöglichkeiten auswärts Betreuer mit Behinderung, die Realisierung von Leistungen möglichst in Form persönlicher Budgets und die Verwirklichung des Grundsatzes „ambulant vor stationär“.

## Metzingen

Inklusion beginnt vor Ort! Seit der Ratifizierung der UN-Behindertenrechtskonvention durch Deutschland im Jahr 2009 sind auch die Kommunen aufgefordert, sich aktiv an der Erarbeitung und Umsetzung eines Aktionsplanes zu beteiligen und dafür Sorge zu tragen, dass die Rechte von Menschen mit Behinderungen auf kommunaler Ebene gewährleistet sind. Auch Metzingen stellt sich dieser Herausforderung: Die Stadt mit ihren 22000 Einwohnern hat sich mit einem Gemeinderatsbeschluss auf den Weg gemacht, ein inklusives Gemeinwesen zu entwickeln. Für diese anspruchsvolle Aufgabe wurde die Stelle einer ehrenamtlichen Inklusionsbeauftragten geschaffen, die vom Gemeinderat für die Dauer von zwei Jahren gewählt wurde. Sie setzt sich seit April 2014

dafür ein, dass notwendige Maßnahmen in die Wege geleitet werden.

Damit sie ihre Aufgaben von Anfang an unabhängig und weisungsungebunden wahrnehmen kann, ist ihr Amt organisatorisch als Stabsstelle direkt beim Oberbürgermeister angesiedelt. Auch eine enge und vertrauensvolle Zusammenarbeit mit allen Ebenen der Verwaltung ist unabdingbar. Laut Stellenbeschreibung vertritt die Inklusionsbeauftragte die Interessen von Menschen mit Behinderungen gegenüber Rat und Verwaltung. So wird sie bei Planungen der Verwaltung, die Belange behinderter Menschen berühren können, frühzeitig am Entscheidungsprozess beteiligt.

Die Inklusionsbeauftragte sieht ihren Auftrag jedoch nicht nur in einer beratenden Tätigkeit. Sie möchte den Inklusionsprozess in Metzingen aktiv voranbringen. Deshalb hat sie ein „Zukunftsteam Inklusion“, das sich aus Menschen mit verschiedenen Behinderungsarten, deren Angehörigen sowie anderen engagierten Bürgerinnen und Bürgern zusammensetzt, gegründet. Dieses Gremium soll sie beratend und unterstützend begleiten. Ein gemeinsames Ziel ist es, einen kommunalen Aktionsplan zur Umsetzung der UN-Behindertenrechtskonvention für Metzingen zu entwickeln.

Der Weg in Richtung Inklusion birgt auch in Metzingen sicher noch manche Überraschungen, Stolpersteine und Herausforderungen. Aber laut einem chinesischen Sprichwort beginnt der längste Weg mit einem ersten Schritt. Dieser wurde in Metzingen nun mutig vollzogen.

## Ostfildern

In Ostfildern leben ca. 37000 Einwohner in sechs Stadtteilen, die jeweils sehr unterschiedlich strukturiert sind. Neben gewachsenen und von Tradition geprägten Ortsteilen entwickelt sich ein urbaner Stadtteil, der bis in die Architektur dynamisches, modernes Leben widerspiegelt. Bereits bei der Entwicklung von Altenhilfekzepten ist Ostfildern innovative und zukunftsweisende Wege gegangen und hat früh z.B. auf bürgerschaftliches Engagement als große kommunale Ressource gesetzt.

In diesem Kontext ist auch die Aufgabe zu sehen, Inklusion kommunal zu verankern. Um den Anliegen von Bürgern mit Handicap, deren Angehörigen, aber auch Leistungserbringern in der Kommune ein Forum zu geben, wurde 2007 ein Runder Tisch für Menschen mit Behinderung eingerichtet, der seit 2014 „Forum Gesellschaft inklusiv“ heißt. Das Forum wird unter Beteiligung und Unterstützung der Stadtverwaltung vorwiegend von bürgerschaftlich Engagierten organisiert und verantwortet. Dieses Engagement hat wesentlich zur Verbesserung der Kommunikation zwischen Stadtverwaltung und den Bürgern mit Handicap bzw. deren Angehörigen beigetragen und inzwischen zu einer vertrauensvollen Zusammenarbeit geführt.

Folgende Entwicklungsschritte wurden bisher gemacht:

- Ab 2007 wurden wiederkehrend Stadtteilrundgänge gemacht, um Barrieren aufzuzeigen und in der Folge zu beseitigen.
- 2012 wurde eine umfangreiche Befragung bei Sozial- und Bildungseinrichtungen zum Thema Inklusion durchgeführt.
- 2012 hat eine städtische Kindertagesstätte den bundesweit ersten Bundesfreiwilligen-

dienstler mit Down-Syndrom eingestellt, ihm in der Folge eine Ausbildung ermöglicht und inzwischen versicherungspflichtig beschäftigt.

- 2013 hat der Gemeinderat Ostfildern das Thema Inklusion als ein für Ostfildern bedeutsames Thema beschlossen.
- 2013 wurde das Thema an eine Abteilungsleiterstelle mit Zeitressource gekoppelt.
- 2013 erhielt der Inklusionsprozess einen eigenen Slogan sowie ein eigenes Logo: „Inklusion findet Stadt.“
- 2013 hat der Kreisjugendring, der die Kinder- und Jugendarbeit in Ostfildern verantwortet, eine Inklusionsoffensive gestartet, die eine Vielzahl von Aktionen und Aktivitäten beinhaltet.
- Seit September 2014 wird mit verschiedenen Akteuren die Öffentlichkeitskampagne „Inklusion Baden-Württemberg“ in Ostfildern vorbereitet.

Ostfildern geht auch in Bezug auf die Umsetzung von Inklusion eigene Wege. So steht nicht ein Aktionsplan an erster Stelle, sondern die Erarbeitung eines Inklusionsprofils, welches dann in einen Aktionsplan münden kann.

Der wichtige Artikel 8 Bewusstseinsbildung der UN-Behindertenrechtskonvention kann in Ostfildern als auf einem guten Weg beschrieben werden. Es besteht eine große Aufmerksamkeit bei den politischen Gremien, der Verwaltungsführung und den verschiedenen Ebenen der Fachverwaltungen. So kann sich Ostfildern dem Motto der Aktion Mensch für 2015 uneingeschränkt anschließen: „Schon viel erreicht. Noch viel mehr vor.“

## Pforzheim

Als Auftakt und Einführung in das vielschichtige Thema Inklusion führte die Stadt Pforzheim am 28. Oktober 2014 eine Veranstaltung mit dem Titel „Pforzheim inklusiv gedacht – wo stehen wir und wo wollen wir hin?“ durch. Ziel der Veranstaltung war, die bereits bestehenden oder entstehenden inklusiven Ansätze in Bildung, Arbeit oder Wohnen sowie Entwicklungsbedarfe darzustellen. Nach einem einleitenden Referat gab es eine Gesprächsrunde mit Menschen mit unterschiedlichen Behinderungen, um zu klären, was diese unter Inklusion in Pforzheim verstehen und welche Erwartungen sie an Inklusion haben. Anschließend hatten Kindergärten, Schulen, soziale Träger und Beschäftigungsträger die Gelegenheit, ihre jeweiligen inklusiven Ansätze und Projekte vorzustellen.

### Arbeit

Eine Arbeitsgruppe Inklusion des „Bündnisses für Familien“ realisiert eine Kampagne zur Gewinnung von Arbeitsplätzen für Menschen mit Behinderung bei Pforzheimer Arbeitgebern. Hierzu wurde beim Land ein Antrag auf Projektförderung „Impulse Inklusion“ gestellt, der positiv beschieden wurde. Die Kampagne soll zehn vorrangig geistig behinderte Menschen, die sich in Arbeitsmaßnahmen oder in der Werkstatt für Menschen mit Behinderung bereits bewährt haben, den Weg in den ersten Arbeitsmarkt ebnen. Mit Hilfe von kompaktem Infomaterial und kleinen, sehr persönlichen Filmen soll gezeigt werden, wie sich Menschen mit Behinderung im Arbeitsleben bewähren. Diese Filme sollen auch zur konkreten Bewerbung der gezeigten Menschen bei einzelnen Arbeitgebern dienen.

### Barrierefreiheit

Der Weg zur Inklusion ist nur in kleinen Einzelschritten möglich. So sollen themenorientierte Veranstaltungen durchgeführt und entsprechende Arbeitsgruppen einberufen werden, so auch zum Thema Öffentlicher Raum/ Barrierefreiheit. Obwohl bei öffentlichen Neubauten meist auf Barrierefreiheit geachtet wird, wird dies bei Umbaumaßnahmen und Instandsetzungsarbeiten oft vergessen oder falsch ausgeführt. Daher wird Anfang des Jahres 2015 eine Veranstaltung für alle technischen Ämter mit dem Titel „Barrierefreiheit im Außenbereich“ stattfinden.

### Ausblick

Bei Einführung eines hauptamtlichen Behindertenbeauftragten soll dieser den Titel Inklusionsbeauftragter erhalten. Was bedeutet, nicht nur Anfragen von Menschen mit Behinderung zu bearbeiten, sondern aktiv am Aufbau einer inklusiven Kommune mitzuwirken. In diesem Bereich soll eng mit dem Enzkreis zusammengearbeitet werden.

## Rastatt

Dem Ausgleich von Benachteiligungen insbesondere im Bereich Barrierefreiheit und Mobilität widmet sich die Stadt Rastatt seit vielen Jahren und konnte hier schon viele Verbesserungen realisieren. Auch im Bereich Bildung und Erziehung sind die Regeleinrichtungen der Kindertagesbetreuung und die Schulen offen für Kinder mit Beeinträchtigungen und helfen so mit, dass alle Kinder gemeinsam und auch voneinander lernen können.

Inklusion auf dem Hintergrund der UN-Konvention war Anlass und Verpflichtung, sich er-

neut und grundlegend mit den Bedürfnissen und Lebenslagen der Menschen mit Behinderungen in Rastatt auseinanderzusetzen.

Unter dem Dach und der Federführung des Bündnisses für Familie Rastatt nahm im April 2013 eine Projektgruppe ihre Arbeit auf. Zum ersten Treffen waren Vertreter der lokalen Organisationen, die sich für Menschen mit Behinderungen engagieren, und Menschen mit Behinderung als so genannte Experten in eigener Sache eingeladen. Nach der Darstellung des Ist-Zustandes und der konkreten Planungen in Bezug auf Barrierefreiheit und Teilhabe in der Stadt wurden die vom Landesbehindertenbeirat formulierten Handlungsfelder vorgestellt und diskutiert. Die gemeinsame Bewertung der aktuellen Lebenslagen für Menschen mit Behinderungen ergab eine besondere Dringlichkeit für die Bereiche „Barrierefreiheit und Mobilität“ sowie „Kultur, Freizeit und Sport“. Außerdem war man in der Gruppe der Auffassung, dass zunächst die Lebensbereiche und Tätigkeitsfelder bearbeitet werden sollen, in denen die Kommune Gestaltungsräume hat und Entscheidungen treffen kann.

Ein zentrales Anliegen der Projektgruppe „Inklusion“ war und ist es, möglichst viele Menschen mit Behinderungserfahrung am Prozess zu beteiligen und diesen möglichst transparent zu gestalten. In mehreren Sitzungen hat die Projektgruppe einen „Runden Tisch Inklusion“ vorbereitet und am 5. April 2014 mit überwältigender Resonanz realisiert. Rund 200 Teilnehmer, überwiegend Menschen mit Behinderungen, aber auch Vertreter des Gemeinderates, der Stadtverwaltung einschließlich der gesamten Verwaltungsspitze und interessierte Bürgerinnen und Bürger, haben bei Sozialraumspaziergängen die Stadt erkundet und dabei nicht

nur vorhandene Barrieren aufgespürt, sondern auch auf positive Beispiele aufmerksam gemacht. Die Ergebnisse der Erkundungen wurden dokumentiert und am 28.06.2014 bei einem weiteren „Runden Tisch Inklusion“ vorgestellt und diskutiert.

Im Verlauf des Prozesses ist es gelungen, auch Vertreter anderer Fachbereiche der Stadtverwaltung einzubinden und für eine aktive Mitwirkung und Vertretung ihrer eigenen fachlichen Kompetenzen zu gewinnen. Als sehr hilfreich hat sich die wissenschaftliche Begleitung des Beteiligungsprozesses durch Prof. Jo Jerg von der Evangelischen Hochschule Ludwigsburg erwiesen. Auf der Grundlage der Ergebnisse des bisherigen Arbeitsprozesses soll unter Einbindung möglichst vieler betroffener Akteurinnen und Akteure ein kommunaler Aktionsplan für die Stadt Rastatt erstellt werden.

## Reutlingen

Die Stadt Reutlingen bearbeitet die Umsetzung des Inklusionsgedankens in vielerlei Hinsicht. Ein Hauptaugenmerk richtet sich auf die Inklusion von Kindern mit Behinderung in Kindertageseinrichtungen. Neben den Kindern in Einrichtungen in freier Trägerschaft ist die Stadt Reutlingen mit stadtwweit ca. 3000 Kindern in städtischen Einrichtungen bereits seit vielen Jahren auf dem Weg zu einer inklusiven pädagogischen Praxis. Jedes Kind ist willkommen und hat ein Recht auf gleichberechtigte Bildungschancen und soziale Teilhabe.

In der 2007 erstellten und 2014 aktualisierten Reutlinger Erklärung zur inklusiven Bildung,

Erziehung und Betreuung bezeugen alle Träger der Kindertagesbetreuung in Reutlingen die Umsetzung dieses Leitgedankens. Im Kindergartenjahr 2013/ 2014 wurden beim städtischen Träger ca. 70 Kinder über Einzelinklusionen in Regeleinrichtungen begleitet. Die Teilhabe von Kindern mit erhöhtem Unterstützungsbedarf gelingt, weil alle Beteiligten gemeinsam für den Prozess Verantwortung tragen. Eine enge Zusammenarbeit zwischen den Assistenzen, dem Team und den Eltern sowie eine gute fachliche Begleitung der Fachkräfte ist dabei ein wichtiger Erfolgsfaktor. Das Begleitungs- und Qualifizierungskonzept wird kontinuierlich weiterentwickelt.

Ein weiteres Hauptaugenmerk wurde im Jahr 2014 auf die Verbesserung der Mobilität von Menschen mit Behinderungen im Öffentlichen Personennahverkehr gelegt. Mit dem Projekt „Mobilitätsbegleitung“, das gemeinsam von der Stadt Reutlingen, dem Reutlinger Stadtverkehr und der Behindertenliga im Landkreis Reutlingen initiiert und durch das Sozialministerium mit Mitteln des Landes Baden-Württemberg unterstützt wurde, ist es gelungen, bürgerschaftlich Engagierte zu Mobilitätsbegleiterinnen und Mobilitätsbegleitern zu schulen. Sie ermöglichen Menschen mit Behinderungen durch kleine Hilfestellungen (beispielsweise das Ein- und Ausklappen der Zufahrtsrampe in den Bus oder das Finden eines Sitzplatzes) eine bessere Teilnahme am Öffentlichen Personennahverkehr und sensibilisieren außerdem gleichzeitig die Gesellschaft für die Belange von Menschen mit Behinderungen. Das Projekt wird aufgrund des erfolgreichen Verlaufs bis zum Ende des Jahres 2016 fortgeführt.

## Schwäbisch Gmünd

Schwäbisch Gmünd hat rund 60 000 Einwohner, ist große Kreisstadt und eines von drei Mittelzentren im Ostalbkreis. In der Stadt befinden sich große Behinderteneinrichtungen, teilweise mit überregionaler Bedeutung, wie die Schule für Hörgeschädigte St. Josef, das Hörgeschädigtenzentrum St. Vinzenz, das Blindenheim Schwäbisch Gmünd, eine Sondereinrichtung des Landes, die Stiftung Haus Lindenhof, St. Canisius und natürlich die Lebenshilfe.

2003 schlossen sich ein Teil dieser Einrichtungen sowie Menschen mit Behinderung und deren Angehörige in der Aktion Netzwerk zusammen. Eine der Hauptaufgaben der Gruppe ist die Organisation des Gleichstellungstages sowie die Erstellung des Stadtplanes „ungehindert unterwegs“.

Bedingt durch die Landesgartenschau fanden in der Innenstadt von Schwäbisch Gmünd umfassende und zahlreiche Baumaßnahmen statt. Im Sinne von Betroffenenbeteiligung wurde der Beirat „Barrierefreies und seniorenfreundliches Schwäbisch Gmünd“ gegründet, zu dessen konstituierender Sitzung am 5. Mai 2011 Oberbürgermeister Arnold eingeladen hatte. In Schwäbisch Gmünd wurde die einmalige Chance erkannt, bei der Planung und Umsetzung für den grundlegenden Stadtumbau den Sachverstand und die Bedürfnisse von Menschen mit Handicap und Senioren mit einzubeziehen.

Seit 2012 gibt es in Schwäbisch Gmünd das Netzwerk Inklusion GD. An diesem Netzwerk beteiligen sich verschiedene Kooperationspartner mit dem Ziel, Inklusion weiter vor-

anzubringen. Es gibt in Schwäbisch Gmünd einen Ort für Inklusion: das Kulturcafé „Bunter Hund“.

Ausgehend von dem Beirat „Barrierefreies und seniorenfreundliches Schwäbisch Gmünd“ hat der Gemeinderat am 28. Mai 2014 den Beitritt der Stadt zur „Erklärung von Barcelona: Die Stadt und ihre Menschen mit Behinderung“ beschlossen.

In dieser Sitzung wurde auch die Erstellung eines Aktionsplanes beschlossen. Dieser Plan soll das zentrale Steuerungsinstrument der Stadt in den nächsten Jahren sein, um die Anforderungen der Barcelona-Erklärung umzusetzen und dabei konkrete Ziele, Maßnahmen und Messgrößen zur Überprüfbarkeit der Zielerreichung zu erfassen. Um den Aktionsplan beteiligungsorientiert mit Menschen mit Behinderung und den weiteren Akteuren zu erstellen und im Gmünder Gemeinderat zu beschließen, erhält die Stadt eine Landesförderung aus dem Programm „Impulse Inklusion“.

## Spaichingen

Die Stadt Spaichingen hat mit dem vom Sozialministerium geförderten Projekt „Spaichingen Inklusiv“ neue Impulse für die Teilhabe von Menschen mit Behinderungen gesetzt. Bürgermeister Hans Georg Schuhmacher beschreibt den notwendigen Perspektivenwechsel folgendermaßen: Wenn man in der Funktion als Bürgermeister der kleinen ländlichen Stadt Spaichingen beginnt, über das Thema „Inklusion“ nachzudenken, wird schnell klar, dass man diesem doch recht akademisch klingenden

Begriff nur dann etwas abzugewinnen vermag, wenn man sich erst einmal zurücklehnt und die Welt aus Sicht eines Menschen mit Behinderung zu betrachten versucht.

Erst dann wird klar, dass Behinderungen in so vielen Facetten und Formen auftreten können, dass es schwierig ist, eine Antwort auf die Frage nach dem Inhalt der Inklusion in unserer Stadt zu geben.

Da ist zuallererst die Begegnung mit dem Menschen mit Behinderung, es ist die Zeit, die man sich nimmt, um ihn in seiner konkreten Situation, in seiner Lebenswirklichkeit kennenzulernen und zu entdecken. Inklusion heißt von daher in erster Linie, sich Zeit zu nehmen, sich einzulassen und sich mit der Situation eines behinderten Menschen auseinanderzusetzen.

Inklusion heißt für eine Stadt wie Spaichingen weiter, Akzeptanz bei den Bürgerinnen und Bürgern zu wecken für die Gegenwärtigkeit von behinderten Menschen in unserer Gesellschaft. Bilder von Menschen mit Behinderung auf unseren öffentlichen Plätzen und in unseren Alltagsbegegnungen sind Zeugnis dafür, dass wir Menschen mit Handicap, egal in welcher Form, als Bestandteil unserer gesellschaftlichen Wirklichkeit anerkennen.

Wenn wir es dann als Drittes schaffen können, den Menschen durch äußere Gegebenheiten, etwa durch städtebauliche Verbesserungen, durch Schaffung von Wohnangeboten in der Stadt usw., Erleichterungen bei den täglichen Bedürfnissen zu schaffen und Teilhabe zu ermöglichen, dann haben wir das akademisch klingende Wort „Inklusion“ mit Leben gefüllt. Das ist es, worum wir in unserer Stadt mit unse-

rer Inklusionsbeauftragten täglich ringen. Ein Erfahrungsaustausch wie im Netzwerk Inklusion ist hierbei sehr hilfreich.

## Universitätsstadt Tübingen

**A**lles, was Recht ist – Tübingen auf dem Weg zur Inklusion“: Unter diesem Titel bietet die Universitätsstadt gemeinsam mit zahlreichen Kooperationspartnern im Jahr 2015 eine Veranstaltungsreihe zur Inklusion an. Zentrale Themen werden sein: Kinder und Jugendliche, Kultur, Freizeit und Sport, barrierefreie Infrastruktur.

Am 1. Februar 2010 ist die Stadt der Erklärung von Barcelona beigetreten. Seither sind viele neue inklusive Angebote entstanden, die wir nun einer breiten Öffentlichkeit bekannt machen wollen. Gleichzeitig wollen wir für unseren Inklusionsprozess werben und neue Partner gewinnen.

Was bedeutet der Beitritt zur Erklärung von Barcelona für die Stadt Tübingen? Im „Handlungskonzept Barrierefreie Stadt Tübingen“ sind die Anforderungen der Erklärung für unsere Stadt konkretisiert. Entstanden ist ein Katalog von rund 140 Maßnahmen, die wir seither Schritt für Schritt umsetzen: [www.tuebingen.de/Dateien/Broschuere\\_Handlungskonzept\\_LeichteSprache.pdf](http://www.tuebingen.de/Dateien/Broschuere_Handlungskonzept_LeichteSprache.pdf)

Von Anfang an haben wir dabei mit dem Forum und der Fachstelle Inklusion, einem Zusammenschluss von Menschen mit Behinderung, Trägern der Behindertenhilfe und interessierten Vereinen, zusammengearbeitet. Eingebunden waren auch der Stadtseniorenrat, der Kreissenorenrat sowie weitere

Expertinnen und Experten. Auch heute begleiten diese Gruppen den Umsetzungsprozess und beraten die Stadtverwaltung bei ihren Entscheidungen.

Dafür haben wir eine neue Beteiligungsstruktur geschaffen, die es betroffenen und interessierten Personen ermöglichen soll, sich projektbezogen oder längerfristig einzubringen:

- Fachgruppen (Verwaltung und Betroffene)
- Arbeitskreis Barrierefreies Tübingen (Verwaltung, Betroffene und Gemeinderatsfraktionen)
- Ausschüsse des Gemeinderats (Betroffene als sachkundige Bürger)
- Beteiligung bei Planungsvorhaben
- Beteiligung an Projekten der Fachabteilungen (z. B. Runde Tische)

Dank dieser Zusammenarbeit, ergänzt durch gemeinsame Gespräche zur Projektförderung, ist ein Netzwerk entstanden, dem sich zunehmend auch andere örtliche Institutionen anschließen (z. B. Volkshochschule, Familienbildungsstätte, Stadtverband für Sport, Hochschulsport der Universität Tübingen, Runder Tisch Kultur, Frauenprojekthaus, Teilauto usw.). Unser Ziel ist es, dieses Netzwerk in den nächsten Jahren auf alle städtischen Aktionsfelder auszuweiten.

PETER HAUSER UND DIE  
JUNGEN SCHAUSPIELER BEI  
EINER THEATERPROBE IM  
JUGENDHAUS FELLBACH.



## BEI DEN MACHERN

Inklusion in Deutschland – das läuft oft von oben nach unten. Nicht so im Jugendhaus in Fellbach. Dort wurde schon Inklusion gelebt, ohne den Namen dafür zu kennen.

**E**s gibt Orte, die machen einen größer. Die entspannen und straffen die Muskeln zugleich und lassen fühlen wie in einer Bastion. Wie die drei Teenager an der Theke ihre Rücken krümmen, die Köpfe zusammenstecken und in ihren Tassen rühren, erscheinen sie wie aus einem geruhsamen Western. Zu ihnen gesellt sich Anja\*, sie setzt sich auf einen Hocker und sagt: „Ich gehe in 20 Minuten.“ Ihre Stimme lässt keinen Zweifel daran offen.

Die Theke im Jugendhaus in Fellbach ist ein magischer Ort, die vier da üben ein wenig das Erwachsensein und genießen vor allem den Raum als Refugium – da draußen sind die Zwänge und die Erwartungen der Älteren. Drinnen gibt es keine Mängel und Enttäuschungen. „Ich habe vier Leben“, hat Anja einmal einem der Sozialarbeiter hier gesagt, „eins in der Schule, eins auf dem Schulhof, eins zu Hause und eins hier.“ Aber nur hier gibt sie Handschlag, darf man sie berühren und umarmen. Anja mustert die geschmierten Butterbrote mit ernstem Blick.

Sie war elf, als sie die „Rasselbande“ erstmals betrat, das ist im Jugendhaus die Gruppe für Kinder ab dem Grundschulalter bis zwölf Jahre. Ihr Blick wandert nach oben zum ersten Stock, in dem die Kinder der Rasselbande gerade toben. Sie schaut zufrieden.

Dieser Ort ist anders als andere. Das offene Jugendhaus ist ein Platz für alle, niemand steht im Vordergrund. Das gilt für Anja mit ihrem Asperger-Syndrom, mit sozialem und emotionalem Miteinander hat sie es nicht so. Das gilt auch für Pit\*, der nicht weiß, ob er heute Abend daheim Brot und Butter vorfindet, und das gilt für Petra\*, die es „scheiße“ findet, dass sie beim Skaten immer noch nicht den „Olli“ draufhat und an der Bordsteinkante scheitert. „Inklusion“ wurde hier schon gelebt, als dieses Wort noch in den Elfenbeintürmen der Wissenschaft geschmiedet wurde. „Im geistigen Bereich zum Beispiel gibt es doch zwischen allen Menschen Unterschiede, unterschiedliche Talente“, sagt Peter Hauser. Der Jugendhausleiter angelt sich eine Schnittlauchschnitte vom Thekentisch. „Darauf muss nur eingegangen werden, indem man das erstmal annimmt.“

Vor neun Jahren standen sie einfach vor der Tür. Da war Nicole\*, das Mädchen mit Down-Syndrom hatte an ihrer



Schule das Spielmobil toll gefunden, mit dem das Jugendhausteam vorgefahren war und die Pause einmal anders ausgefüllt hatte. Davon wollte Nicole mehr – „sie kam zu uns in die Rasselbande und war da“, erinnert sich Ingrid Zahn. Die Erzieherin leitet den Bereich der „Rasselbande“ im ersten Stock. „Wir sehen, jedes Kind hat seine eigene Persönlichkeit, da ist Nicole keine Besonderheit.“ Nicole blieb, brachte Freundinnen mit Handicaps mit, und eine Gruppe wuchs zusammen, in der ein „mit“ und ein „ohne“ wenig zählten. Und die Inklusion an nachfolgende Generationen weitergab, so wie an Stefan\* und Sven\*.

In der „Rasselbande“ haben sich die beiden einen Raum voller Matten und Kissen vorgeknöpft. Schwer atmend schiebt Sven, sechs, alles zu einem Lager zusammen. Stefan, neun, dirigiert ihn mit ausufernder Handgestik. Seit einer Rachenoperation kann er nicht sprechen. Das Tobezimmer liebt er.

\*NAME GEÄNDERT

IM TOBERAUM TESTET  
ERZIEHERIN INGRID  
ZAHN (LINKS) MIT „IHREN“ KINDERN  
DIE MATTENRUTSCHE  
AUF IHRE TAUGLICHKEIT.

Wenn ihm der Lärm und das Herumtollen zu viel werden, und das passiert ihm mit seinem Down-Syndrom zuweilen, verwandelt es sich in einen Ruheraum. Dann macht er hier schon mal ein Nickerchen. Heute aber ist Rutschenbau angesagt. „Jetzt die große Matte schräg drauf“, ruft Ingrid Zahn, 55. Mit vereinten Kräften wuchten sie die Gummipflanzen aufeinander. Dann, oben angekommen, schiebt Sven Stefan an. Kopfüber geht es hinab, „viel zu langsam“, befindet Sven. Die beiden schauen sich nach weiteren Matten um, um die Rutsche noch steiler zu bauen.

Täglich kommen rund 100 Kinder ins Jugendhaus. Im Schnitt haben fünf bis sechs von ihnen Beeinträchtigungen. Als es in den 70ern erbaut wurde, galt der Polygonbau mit seinen 16 Ecken als größtes und modernstes offenes Jugendhaus in Deutschland. Offen heißt: nicht nur ein Schutzraum für Junge, sondern Basisdemokratie, Jugendgerichte und Verantwortung füreinander. Die Jugendlichen bestimmen gemeinsam mit den Sozialarbeitern, was geschieht. Das Programm ist dabei nur ein Leitfaden. Was daneben passiert, ist auch Programm. Das Jugendhaus spiegelt die gesellschaftlichen Realitäten Fellbachs wider, mit Einwandererkindern und welchen aus alten Bauernfamilien, aus Arbeitermilieu und Bürgertum. Alle finden Platz in diesen hellen, fensterreichen Hallen. Selbst das Grau des Betons wirkt warm. Verschlungene Treppen führen in Räume für Bandproben oder Fitnesstraining, zu einer Sporthalle oder einer Theaterbühne. Zu einem „Mädchenzimmer“ oder einem „Hausaufgabenzimmer“, einem Tanzraum, Werkraum oder einer Sofaecke. Und da ist der „runde Raum“, vielleicht zehn Quadratmeter klein, mit einem kreisrunden Dachfenster. Vier Jugendliche hängen auf den Rundbänken, sie sehen geschlaucht aus. Es ist Freitagnachmittag. „Jetzt ist Wochenende“, sagt einer. „Jetzt kommen wir erstmal von der Schule runter.“ Man verläuft sich hier leicht, in diesem Bau gleich einem Vulkan mit einem breiten Krater – und in der Mitte eine Glaskuppel wie ein Fernsehturm. Aber irgendwann stößt man immer auf Peter Hauser, der langjährige Leiter scheint an mehreren Orten zugleich zu sein. Gerade steuert der 61-Jährige mit dem offenen Hemd und kurzem, fein gestutzten Vollbart den dunklen Bühnenraum an – und wird von einem Stimmengewirr begrüßt, das in vielen Sprachen von der Bühne schallt.



„Welcome, how are you?“ „Grazie, sto bene.“ „Ve sen, arka-daşım?“ „Laazimni ruuh.“ „Es war mir eine Ehre.“

WÄHREND DER  
THEATERPROBEN IST  
NUN DER CHOR DRAN.

Beim improvisierten Theatertraining stehen 25 Kinder auf der Bühne, sie sollen sich in ihren Muttersprachen anreden, als Aufwärmen für die Proben zum Stück „Konferenz der Tiere“ – frei nach dem Jugendhaus Fellbach: In ihrer Version entführen die Tiere Kinder, damit die Menschen untereinander und mit den Tieren Frieden schließen. Die heutige Szene: Eine Kindergruppe irrt durch eine Steppenlandschaft. „Sie halten sich im Wind fest“, erzählt eine Sprecherin aus dem Off, „dann suchen sie Stroh für einen Schlafplatz.“ Applaus. Daumen rauf, die Szene gefällt und soll weiter erarbeitet werden. Mit von der Partie im Ensemble: von den 25 Kindern ist eines kleinwüchsig, eines hat schwere Epilepsie, zwei sind verhaltensauffällig, eines hat Depressionen und eines die Aufmerksamkeitsdefizitstörung ADHS. „Eine ganz normale Truppe“, befindet Peter Hauser.

Inklusion wurde im Jugendhaus nicht erwogen und studiert, sondern einfach gemacht, als unausgesprochener Elementar-



PETER HAUSER VORM  
HAUS MIT EINER DER  
JUGENDLICHEN – SAMARA.

teil seines Verständnisses. Wo sonst in Deutschland Inklusion oft von oben herab manövriert wird, wächst es hier von unten.

Um diesen Ansatz weiter zu fördern und die ganze Stadt Fellbach in Sachen Inklusion noch weiter voranzubringen, hat die Stadtverwaltung vor eineinhalb Jahren die Planstelle einer Inklusionsbeauftragten geschaffen, angesiedelt bei der Stabsstelle Senioren, Integration und Inklusion. Vorher hatte der Gemeinderat eine Resolution angenommen, nach der „die Stadt Fellbach künftig in ihrem Verantwortungsbereich, im Rahmen ihrer Möglichkeiten, die Interessen und Bedürfnisse von Menschen mit Behinderung bei allen ihren Aktivitäten verstärkt berücksichtigen wird“, wie es auf der Webseite der Stadt heißt. „In Fellbach hat sich der Blick dafür geschärft“, sagt die Inklusionsbeauftragte Michaela Gamsjäger am Telefon. „Meine Aufgabe ist es, das Thema Inklusion nicht als Stückwerk hier und da zu verankern, sondern nachhaltig in einem ganzheitlichen Konzept.“ Ihr Mittel: Ein Aktionsplan, der gerade fertig geworden ist. In ihm ist aufgelistet, was die Stadt in den kommenden Jahren braucht: Mehr Barrierefreiheit, gemeinsame frühkindliche Förderung und gemeinsames Lernen in Schulen, mehr Jobs für Menschen mit Handicaps in der freien Wirtschaft.

Noch vor Ende der Probe zieht ein Junge nervös am Vorhang, andere Kinder legen ihm die Hand auf die Schulter. Er sucht den Blick von Peter Hauser. Er ist nicht der einzige, da ist Judith\*, die immer wieder zu ihm rüberschaut. Mit ihr hatte der Leiter heute ein Krisengespräch – letzte Woche gab es einen Crash, Judith hielt sich nicht an verabredete Nutzungszeiten und wollte nicht die Sporthalle verlassen; soziales Verhalten und Rücksichtnahme fallen ihr schwer. Peter Hauser hatte sie heute zur Seite genommen, gesagt: „Da muss schon eine Entschuldigung her. Ich mag dich ja, aber an die Regeln musst du dich halten.“ Nun schaut sie erleichtert, strahlt. Zwischendurch die Frage einer Ehrenamtlichen: „Draußen steht ein Vater und würde gern rein und zuschauen ...“ Peter Hauser überlegt einen Moment und sagt: „Nein, der soll warten, die Jugendlichen sollen für sich sein.“ Ein Raum muss nicht nur erobert werden. Er muss für alle auch gehalten werden.

Die 20 Minuten sind auf die Sekunde genau um. Anja steht vom Hocker auf, rückt ihn gerade an den Thekenrand heran und geht.



## „KALTER KAFFEE, WIE IMMER?“

Im Wohnprojekt „Aufstieg 1a“ in Mannheim-Käfertal leben 13 Menschen mit Behinderung. Manche brauchen Hilfe beim Anziehen. Andere gehen in die Kneipe gegenüber. Besuch in einem Haus, das ausprobiert, was Inklusion bedeutet.

BEGRÜSSUNG IM HAUSFLUR:  
KARIN REINHARDT HAT HEUTE  
SPAGHETTI GEKOCHT UND EMPFÄNGT  
ANKOMMENDE MITBEWOHNER.

TEXT: MATHIAS BECKER  
FOTOS: SASCHA MONTAG

**D**as Treppenhaus duftet nach Spaghettisoße. Karin Reinhardt musste heute nicht zur Arbeit, also hat sie ihre berühmte Bolognese gezaubert. Hat Zwiebeln gewürfelt und mit Hackfleisch angebraten, Dosentomaten und Gewürze dazugegeben und alles gut verrührt. „Wie das duftet“, flötet eine Mitarbeiterin, die in die Küche kommt. „Ist doch ganz einfach“, sagt Karin Reinhardt. Hinter ihr steht ein hölzerner Drache auf einem Heizungssims und schaut ihr zu. Solche Figuren fertigt die 49-Jährige in der Werkstatt an, in der sie normalerweise arbeitet. Aber am Herd stehen macht ihr viel mehr Spaß. Sie hat schon mal in einer eigenen Wohnung gelebt, doch auf Dauer war ihr das zu viel gewesen.

Wenig später gabeln sie stumm die Nudeln von den Tellern: Karin Reinhardt, zwei weitere Bewohnerinnen und zwei Mitarbeiterinnen. Da fliegt die Tür auf, und ein Schwung WG-Bewohner marschiert ins Haus. Feierabend in der Werkstatt. Hans-Peter Faber, einer der Ersten, die in der Küchentür stehen, nimmt seine Kappe ab und sagt „Hallooo“. Er ist ein echter Kurpfälzer, das hört man gleich, weil das „o“ am Ende des Wortes zwei Mal den Ton wechselt: Erst rutscht es eine halben Ton tiefer, dann wandert es zwei nach oben. Mannheimer Singsang. Bevor die anderen antworten können, ist Hans-Peter Faber schon auf seinem Zimmer verschwunden. Der 60-Jährige hat fast sein ganzes Leben in Einrichtungen verbracht und hatte noch nie ein Zimmer für sich. Deshalb genießt er kaum etwas so sehr, wie die Stille, wenn er hinter sich die Tür zuzieht. Ausnahme: Mit einem Hund aus dem Tierheim spazierenzugehen. Das tut er noch lieber.

Willkommen im „Aufstieg 1a“ in Mannheim-Käfertal. Das Wohnprojekt mit dem Namen, der wie ein Motto klingt, und doch nur eine Postadresse ist, sieht von außen aus wie ein ganz gewöhnliches Mehrfamilienhaus. Und doch ist hier so ziemlich alles anders als in anderen Häusern, vor allem aber: anders als in den meisten Einrichtungen für Menschen mit Behinderung. „Unsere Bewohner sollen so eigenständig wie möglich leben“, sagt Andreas Schubert, 35, der das Gemeinschaftsprojekt von Johannes-Diakonie, Stadt Mannheim und Angehörigen leitet. Einkaufen und Essen machen, Wäsche waschen, Arzt- oder Frisörbesuche: Was für die meisten Menschen mit Behinderung Teil eines Rundum-Versorgungs-



programms ist, gehört im „Aufstieg“ zu den Herausforderungen des Alltags, mit denen die Bewohner, ihren Möglichkeiten entsprechend, gezielt konfrontiert werden. „Uns geht es darum, dass unsere Bewohner am gesellschaftlichen Leben teilhaben“, sagt Andreas Schubert. „Dass sie sichtbar sind.“

Im Juni 2013 hat der „Aufstieg“ seine Türen geöffnet. 13 Menschen leben heute hier, sieben Männer und sechs Frauen. Sie wohnen in vier Wohnungen, verteilt auf zwei Etagen. Angehörige und rechtliche Vertreter der Bewohner haben sich zu zwei „Auftraggebergemeinschaften“ zusammengeslossen: eine pro Etage. Eine Struktur, die Voraussetzung ist für den Status „ambulant“. Michael Urban, der jüngste Bewohner, ist 20 und hat kürzlich die Schule beendet. Der älteste, Hans-Peter Faber, hat viele Jahre in so genannten „Komplexeinrichtungen“ in Baden-Württemberg gelebt. Große Heime, wie die in Mosbach oder Schwarzach, stellen einen

STAMMGÄSTE VON NEBENAN:  
ABENDS GEHEN KARIN UND  
HANS-PETER GERN AUF EINE SPEZI  
IN DIE „WALDPFORTE“.

hoch professionellen geschützten Raum dar. Doch wer hier lebt, hat nur wenig Kontakt mit der Außenwelt.

Anders im „Aufstieg“. Es ist früher Abend, als Karin Reinhardt an Hans-Peter Fabers Zimmertür klopft. „Ja?“, ruft der. „Ich gehe in die Waldpforte“, ruft sie. „Kommst du mit?“ Wenig später steht Hans-Peter Faber schon in Jacke, die Mütze auf dem Kopf, in der Tür. Ein Besuch in dem Gasthaus auf der anderen Straßenseite gehört für ihn nach ein paar Monaten im „Aufstieg“ schon zur Wochenroutine. An diesem Abend haben Sängerfrauen aus der Nachbarschaft die Wirtschaft bis auf den letzten Platz belegt, also bleibt für Karin Reinhardt und Hans-Peter Faber nur ein Platz am Tresen. „Kalter Kaffee, wie immer?“, sagt der Wirt im Mannheimer Singsang. Kalter

Kaffee. So nennt man hier Spezi. Seit Hans-Peter Faber im „Aufstieg“ lebt, hat er sein Asthma fast vergessen.

„Natürlich ist es eine Herausforderung, jedem Einzelnen einen möglichst 'normalen' Alltag zu bieten“, sagt Andreas Schubert. Er setzt sich an seinen Computer und öffnet die Datei mit dem Dienstplan der laufenden Woche. Auf seinem Bildschirm ein buntes Mosaik von Terminen. Zahlreiche Arzt- und Therapeutenbesuche, Sport, Musik, Spaziergänge und Ausflüge lassen kaum Lücken im Timer. „Zum Glück müssen wir uns nicht um alles selbst kümmern“, sagt Schubert. „Das könnten wir auch gar nicht.“ Es gibt eine klare Aufgabenteilung im „Aufstieg“: Die Johannes-Diakonie, für die Schubert arbeitet, kümmert sich um alles rund ums Wohnen. In den Kernzeiten, von 6 bis 9 und von 16 bis 23 Uhr sind mindestens zwei Mitarbeiter vor Ort, in der Nacht gibt es eine Bereitschaftskraft im Haus. Weitere Leistungen können individuell dazu gebucht werden, wobei Klienten und Angehörige den Dienstleister frei wählen dürfen. „Das kann die Diakonie sein, aber auch jeder andere Träger“, sagt Schubert.

Und so sind neben dem Personal der Johannes-Diakonie zahlreiche Mitarbeiter verschiedener Sozial- und Pflegedienste im Haus tätig. Hinzu kommen zwei Studenten, die mietkostenfrei unterm Dach wohnen und im Gegenzug Unterstützungs- und Nachtdienste übernehmen. Vierter in der Reihe der Helfenden sind die Angehörigen selbst. Oft haben sie das Wohnprojekt für ihre Söhne und Töchter ausgewählt, weil sie selbst in der Nähe leben. Die Erfahrung zeigt: Wenn der Weg nicht so weit ist, sind viele bereit, sich einzubringen – einfach, weil sie auch Zeit mit ihren Kindern verbringen wollen. Unter der Regie der Johannes-Diakonie wurden im „Aufstieg“ Betreuungs- und Pflegesituationen für Menschen geschaffen, die so vielfältig sind wie die Menschen, die hier leben. Und das, obwohl die Bewohner in die so genannte „Hilfebedarfsgruppe“ 3 oder 4 fallen, also viel Unterstützung benötigen. Für sie schien bisher nur der stationäre Bereich angemessen. Der „Aufstieg“ beweist, dass es auch ambulant geht.

Dass es das Projekt „Aufstieg 1a“ überhaupt gibt, ist der Initiative von Brigitte Hausi-Kühn zu verdanken. Ihre Tochter Stephanie, 26, war im Juni 2013 eine der ersten Bewohnerinnen im „Aufstieg“. „Steffis Bruder war mit Anfang 20 von zu Hause ausgezogen“, erzählt Brigitte Hausi-Kühn. Ihre Tochter sollte die gleiche Chance auf Abnabelung vom Elternhaus haben, fand die Mutter, und machte sich auf die Suche nach einer geeigneten Wohnform, nicht zu weit weg vom Elternhaus im Norden Mannheims. „Wir haben uns reihenweise WGs und Einrichtungen angesehen“, sagt Brigitte Hausi-Kühn. „Aber in der Nähe gab es nichts, was unseren Vorstellungen entsprach.“ Sie und ihr Mann beschlossen, selbst aktiv zu werden.

Wenig später wurden sie auf ein leer stehendes und sanierungsbedürftiges Haus in Mannheim-Käfertal aufmerksam. Die Adresse: Aufstieg 1a. Warum nicht selbst ein ambulantes Wohnprojekt ins Leben rufen? Ein mutiger Plan, doch als ein Freund der Familie als Mit-Investor einstieg, war die Entscheidung gefallen. Sie kauften das Haus und begannen mit der Sanierung. „Das Projekt stellte ein gewisses Risiko dar“, sagt Frau Hausi-Kühn. „Aber wir wollten ein ambulantes WG-Projekt für Menschen mit Behinderung gründen, in dem auch unsere Tochter leben sollte.“ Eine ambulante Wohnform

„ES GEHT AUCH AMBULANT“:  
ANDREAS SCHUBERT LEITET  
DAS PROJEKT „AUFSTIEG 1A“.



für Menschen mit geistiger Behinderung war Neuland, und so dauerte es ein wenig, um die Johannes-Diakonie Mosbach und die Stadt Mannheim ins Boot zu holen. Als sie einmal drin waren, ging alles ganz schnell, und ein halbes Jahr später war das Haus saniert und konnte bezogen werden.

So schwierig das Projekt in der Umsetzung auch werden würde: Was die Hausi-Kühns in ihrer Entscheidung bestärkte, war ein Kurswechsel in der Politik. „Wohnortnahe Wohnformen“ lautete das Gebot der Stunde, die Stadt engagierte sich bereits seit einigen Jahren für neue Formen der Unterstützung in der örtlichen Behindertenhilfe. Eine Verwaltungsreform im Jahr 2005 hatte den Anstoß dazu gegeben. Die Reform hatte die Landeswohlfahrtsverbände Baden und Württemberg-Hohenzollern aufgelöst und die Verantwortung für die Versorgung von Menschen mit Behinderung in die Hände der Kommunen gelegt. „Das gab uns die Möglichkeit, das bestehende System grundlegend zu hinterfragen“, sagt Hermann Genz, Leiter des Fachbereichs Arbeit und Soziales der Stadt Mannheim. „Dafür musste man sich aber zunächst mal einen Überblick verschaffen.“ Wie viele Menschen mit Behinderung aus Mannheim leben woanders in großen Einrichtungen, würden aber gerne zurück in ihre Heimatstadt? Welche Möglichkeiten hat die Stadt, ambulante Angebote dem Bedarf entsprechend auszubauen? Individuelle und zugleich finanziell vertretbare Angebote sollten geschaffen werden. Doch um das zu leisten, musste die Verwaltung sich neu orientieren. „Experten mussten her“, erläutert Genz. Man schuf einen Fachdienst in der Verwaltung, bestehend aus Mitarbeitern, die zuvor in sozialen Diensten tätig waren und die Arbeit mit den Klienten aus eigener Erfahrung kannten. Eine ihrer ersten Aufgaben bestand darin, die Einrichtungen in Mosbach und Schwarzach sowie weitere in anderen Teilen der Republik zu besuchen, um die Menschen und ihr Umfeld kennenzulernen. Das Ziel: passende Angebote in Mannheim zu entwickeln. Parallel arbeiteten auch die regionalen Anbieter an neuen Lösungen. „Es begann eine Zeit des Umdenkens“, so Genz. Förderlich war sicher auch das Inkrafttreten der Behindertenrechtskonvention der Vereinten Nationen im März 2009 in Deutschland. Fünf Jahre später hat man viel bewegt in Mannheim. Und doch bleibt noch viel zu tun. „Unser Ziel ist es, die geeignete Unterstützung bereitzustellen. Dort, wo die Menschen sich zu Hause fühlen“, sagt Hermann Genz.

WASCHEN, SCHNEIDEN,  
GELEN: CHRISTOPH BLUME  
BEIM FRISEUR.



Wenn Andreas Schubert im „Aufstieg 1a“ aus dem Fenster schaut, sieht er gepflegte Eigenheime, frisierte Thujahecken und Einfahrten, in denen funkelnde Viertürer stehen. In Mannheim-Käfertal, wo vor 100 Jahren Arbeiterfamilien ein besseres Leben im Grünen suchten, ist heute die Mitte der Gesellschaft zu Hause. Räumlich gesehen sind sie also schon mal dort, wo sie hin wollten: raus aus der Isolation der Komplexeinrichtungen, rein ins Wohnviertel. „Inklusion“ aber, dieses Zauberwort, lässt sich nicht einfach umziehen wie ein Ikea-Regal. Der Begriff muss jeden Tag aufs Neue mit Inhalt gefüllt werden, auch im „Aufstieg“. „Da prallen die Vorstellungen schon mal aufeinander“, so Schubert.

Wie bei der Diskussion um die Freizeitaktivitäten. „Es gibt Leute, die finden, dass wir zu wenig Programm anbieten. Wir haben aber die Erfahrung gemacht, dass die Bewältigung des Alltags mit einkaufen, kochen, Wäsche waschen

und putzen ein Programm sein kann, das viele Bewohner sehr schätzen. Es gibt ihnen eine Struktur und stiftet Gemeinschaft.“ Wer daran nicht teilnehmen könne, das sei klar, brauche andere Aktivitäten.

Oder die Sache mit dem Essen. Anfangs lagerten die Vorräte einfach so in den beiden großen Gemeinschaftsküchen. Doch schnell war klar, dass die Bewohner sich nachts an den Kühlschrank schleichen. Als die ersten Beschwerden kamen, die Bewohner würden dicker, wurde das Essen im Keller verschlossen. „Eigentlich unfair“, sagt Schubert und fasst sich an den eigenen, etwas rundlichen Bauch. „Ich esse selbst gern Schokolade, erwarte von meinen Bewohnern aber, dass sie Äpfel essen.“ Andererseits: Ganz ohne Kontrolle geht es eben nicht.

Und dann sind da natürlich auch noch Unterschiede in der Art der Beeinträchtigung. Eine junge Bewohnerin im „Aufstieg“ etwa reagiert sehr nervös auf Veränderungen im Alltag. Wenn ihr etwas nicht gefällt, verschwindet sie in ihrem Zimmer und schreit und tobt. Ist ein Haus, in dem immer was los ist, dann überhaupt der richtige Ort für sie? Das frage er sich auch manchmal, gibt Schubert zu. Andererseits: „Durch sie lernen die anderen, Rücksicht zu nehmen“, sagt er. „Wenn sie in der Küche ist, muss man sich halt etwas zurückhalten.“ Umgekehrt habe die Frau sich schon ganz gut an die Situation gewöhnt. Grenzen setzen. Wissen, wann Schluss ist mit der Anpassungsfähigkeit mancher. Auch das steckt drin im Wort „Inklusion“.

Doch im Kern geht es darum, Türen zu öffnen. Auch die zu sich selbst. Es ist Abend geworden und in der großen Küche im Obergeschoss sitzen die Bewohner beim Abendbrot. Silke Zuffinger, im rosa Pulli, schmiert sich Teewurst auf eine Scheibe Brot und beißt hinein. „Dass sie rosa Klamotten und Teewurst mag, wissen wir nur, weil wir sie mit zum Einkaufen genommen haben“, sagt Sandra Fröhner, die an diesem Abend Dienst hat. „Sie hätte uns das nicht sagen können, aber im Supermarkt hat sie ganz zielstrebig nach diesen Dingen gegriffen.“ Ein rosa Pullover und ein Brot mit Teewurst können Silke Zuffingers Stimmung heben. So einfach ist das manchmal. Wenn man es weiß.



GEMEINSAMER TAGESABSCHLUSS:  
MITARBEITERIN SANDRA FRÖHNER  
(3. VON LINKS) UND WG-BEWÖHNER  
BEIM ABENDESSEN.

# “WIR MÜSSEN LERNEN, UNSERE BEHINDERUNG DEN MENSCHEN ZUZUMUTEN“

Michaela Schadeck, die seit ihrer Geburt körperbehindert ist, hat in den vergangenen Jahren als Vorsitzende des Beirates von Menschen mit Behinderungen im Heidelberger Kommunalleben einiges mitbewegt. Im Gespräch plädiert sie dafür, Unterschiede zwischen Menschen auszuhalten und zu nutzen. Neugier sieht sie als wichtige Voraussetzung für Inklusion.

**Michaela Schadeck:** Bevor wir anfangen: Es kann sein, dass meine Kollegen uns mal unterbrechen. Unsere Chefs sind nicht da – und als Assistentin der Geschäftsführung der Individualhilfe Heidelberg fälle ich zurzeit die Entscheidungen.

**Einverstanden. Eben, als wir zur Tür hereinkamen, waren Sie ja auch noch am Telefon. Welche Themen beschäftigen Sie hier gerade besonders?**

**M.S.:** Unser Kerngeschäft ist die persönliche Assistenz von Menschen mit Körperbehinderung. Das reicht vom Kindergarten bis ins hohe Alter. Zur Zeit ist die Schulbegleitung ein Thema, das uns beschäftigt. Wir vermitteln Schülern mit Körperbehinderung freiwillige Begleiter. In der Regel sind das FSJler, Jugendliche, die zwischen Studium und Schule ein Jahr Erfahrungen im Bereich der Sozialen Arbeit sammeln wollen. Unser Problem ist derzeit, dass wir zu wenige Freiwillige haben. Offenbar wollen immer mehr junge Leute schnell in die Ausbildung oder an die Uni. Oder die Eltern machen Druck. Sie wollen nicht, dass ihre Kinder „Zeit verlieren“. Dabei ist das ja keine verlorene Zeit.

INTERVIEW:  
MATHIAS BECKER  
UND RAINER NÜBEL



**Inwiefern profitieren Ihre Freiwilligen?**

Viele erzählen mir, sie würden in dem Jahr als Freiwillige sehr viel lernen. Für ihr eigenes Leben zum Beispiel. Die Phase zwischen Schule und Universität ist ja für viele eine Zeit des Suchens und Zweifelns. Auch an den eigenen Fähigkeiten. Zu sehen, dass andere Menschen mit augenscheinlich viel größeren Problemen fertig werden, bestärkt viele junge Leute. Sie begreifen, dass sie ihr eigenes Leben gestalten können, wenn selbst ein Rollstuhlfahrer das kann. Und sie begreifen, dass jeder Mensch, ob er eine Behinderung hat oder nicht, Stärken und Schwächen hat. Zum Glück haben die Arbeitgeber längst erkannt, wie wichtig „Soft Skills“ sind.

**Inwiefern trainiert man diese „Soft Skills“ im Umgang mit Menschen mit Behinderung?**

Ein gutes Beispiel ist meine eigene Schulzeit: Ich war das einzige Mädchen im Rollstuhl an einer ganz „normalen“ Schule in der bayerischen Provinz. Natürlich war da nichts barrierefrei,

und so mussten meine Mitschüler den Rollstuhl mehrfach täglich die Treppen hinauf und hinunter tragen. Es fanden sich immer drei oder vier, die anpackten. Dafür konnte ich anderen vielleicht bei den Hausaufgaben helfen. Später sagte unsere Rektorin mal, sie habe noch nie eine Klasse erlebt, die so einen Zusammenhalt hatte. Ich glaube, meine Anwesenheit hat uns alle gelehrt, Unterschiede zwischen Menschen auszuhalten – und zu nutzen. Wir wurden teamfähig.

**In der Debatte um den Begriff „Inklusion“ dominierte zuletzt ein anderer Gedanke. Die Debatte um den elfjährigen Henri und die geplante Abschaffung der Förderschulen hat für viel Kritik am gemeinsamen Unterricht gesorgt.**

Hier muss man zunächst zwischen „zielgleichem“ und „zieldifferentem“ Unterricht unterscheiden. Ich bin der Meinung, dass Kinder mit und ohne Behinderung gemeinsam zur Schule gehen können sollten, wenn sie vergleichbare schulische Leistungen erbringen. Wenn das nicht der Fall ist, gibt es auch Wege. Ich habe kürzlich die Torwiesenschule in Stuttgart besucht, an der auch Jungen und Mädchen mit geistiger Behinderung lernen. Wenn es dann um Ritter geht, malen die einen eben einen Ritter und die anderen lernen etwas über die Geschichte der Ritter. Alle nehmen teil, jeder so, wie er kann. Das hat mich tief beeindruckt. Auf der anderen Seite darf diese Form von Inklusion nicht zum Zwang werden. Es gibt Kinder mit Behinderung, die lieber im geschützten Raum einer Förderschule sein möchten als an einer Regelschule. Und viele Schulen könnten Unterricht für Kinder mit und ohne Behinderung ja nicht von heute auf morgen leisten. Ihnen kann man Möglichkeiten aufzeigen, aber man sollte sie nicht zu irgendetwas zwingen. Insofern fürchte ich, dass die Debatte um Henri die Fronten eher verhärtet hat. Bei vielen Leuten löst dieses gigantische Wort „Inklusion“ seither eine Angst aus, die es früher so gar nicht gab. Und die völlig unnötig ist. Ich war ja auch an einer Regelschule. Das war ganz selbstverständlich vor 30 Jahren in der bayerischen Provinz. Trotzdem sollte es Förderschulen weiterhin geben. Inklusion kann nicht bedeuten, dass man keine Wahlfreiheit hat.

**Was bedeutet für Sie der Begriff „Inklusion“?**

Leider gibt es keine wirkliche Übereinkunft darüber, was der Begriff bedeutet. Für mich ist Inklusion, dass wir die Umwelt

so gestalten, dass jeder im Rahmen seiner Möglichkeiten teilnehmen kann. Das bezieht sich nicht nur auf Menschen mit Behinderung. Da geht es auch um Menschen mit Migrationshintergrund, die nicht so gut Deutsch sprechen und deshalb vielleicht ein Formular nicht verstehen. Oder alte Menschen, für die das Thema Barrierefreiheit sehr wichtig ist. Die Gesellschaft ist vielfältig und alle sollen an ihr teilnehmen können. Das ist Inklusion.

**Das leuchtet ein. Wir würden uns in diesem Gespräch dennoch gern auf das Thema „Inklusion von Menschen mit Behinderung“ konzentrieren, wenn Sie einverstanden sind. Welche Rolle spielt der Begriff „Inklusion“ eigentlich? Sie nennen ihn selbst „gigantisch“.**

Früher sagte man „Krüppel“, dann „Behinderter“. Heute heißt es „Mensch mit Behinderung“ oder ganz neu: „Mensch mit besonderer Herausforderung“. Wenn wir einen Begriff satt haben, überlegen wir uns den nächsten. So ist es auch mit dem Wort „Inklusion“. Ich finde den Begriff nicht schlimm. Ich sage nur: Worte allein lösen das Problem nicht. Und wenn der Begriff inflationär verwendet wird und die Leute ihn nicht mehr hören können, ist das natürlich auch problematisch.

**Ist die Inklusion in der Gesellschaft denn vorangekommen in den vergangenen Jahren?**

Das lässt sich nicht eindeutig sagen: Im öffentlichen Raum und im öffentlichen Nahverkehr hat sich für uns Menschen mit Behinderung in den letzten 20 Jahren sicher sehr viel getan. Zugleich gibt es noch viel zu tun. Ein Niederflerbus bringt wenig, wenn der Bordstein nicht hoch genug ist. Behinderter-WCs bringen wenig, wenn niemand weiß, wo sie sind. In meiner Zeit als Vorsitzende des Beirats von Menschen mit Behinderungen hier in Heidelberg haben wir „Heidelberg hürdenlos“ erstellt, einen Online-Stadtführer für Menschen mit Behinderung. Ein wichtiger Aspekt unserer Arbeit war es, die Mitarbeiter in der Stadtverwaltung zu sensibilisieren. Wir sind dann auch mal mit ihnen durch die Stadt gegangen, um ihnen zu zeigen, was die Schwierigkeiten sind, die Menschen mit Behinderung im Alltag haben. Oft ist es schlicht die Unerfahrenheit der Behörden, die mehr Inklusion verhindert. Ich bin stolz darauf, dass wir am neuen Grundsatzbeschluss des Gemeinderats zum barrierefreien Bauen mitgewirkt haben. Der ging einstimmig durch und hat viel für uns bewegt.

**Was Sie ansprechen, bezieht sich auf die physische Umwelt. Aber wie steht es um das Miteinander? Gehört Inklusion bei uns zum Alltag?**

Das ist ein ganz wichtiger Punkt. Ich glaube, hier müssen beide Seiten, also Menschen mit und ohne Behinderung, noch viel lernen. Menschen ohne Behinderung müssen lernen, ihre Neugier zu zeigen. Fragen, warum jemand im Rollstuhl sitzt – auch auf die Gefahr hin, dass derjenige vielleicht gar nicht darüber sprechen will. Den nächsten wieder genau so fragen. Menschen mit Behinderung, das ist meine Überzeugung, müssen lernen, sich den anderen „zuzumuten“, indem sie teilnehmen am gesellschaftlichen Leben. Ich kenne Rollstuhlfahrer, die lieber vor einer Tür warten, bis jemand kommt, den sie kennen, als dass sie einen Fremden bitten, ihnen die Tür zu öffnen. Diese Konfrontationen sind aber wichtig. Ich glaube, nur so funktioniert Inklusion.

**Wie kommen wir als Gesellschaft da hin?**

Wir müssen früh damit anfangen: bei den Kindern. Im Kindergarten, wo es mehr auf die sozialen als auf die kognitiven Fähigkeiten ankommt, ist Inklusion häufig völlig unkompliziert. Eltern staunen immer, wie schnell Kinder mit und ohne Behinderung ganz selbstverständlich miteinander spielen. Da wird eine Basis für einen natürlichen Umgang miteinander gelegt. Ich bin ja mit den Kindern in meiner Straße groß geworden. Da war es völlig klar, dass sie mich schieben. An dieser Stelle geht es darum, dass nicht behinderte Kinder lernen, mit der Behinderung anderer Menschen umzugehen. Dazu gehört auch, dass Eltern die Neugier ihrer Kinder aushalten. Kinder stellen ja oft Fragen, die Erwachsene nicht stellen würden: Mama, was hat die Frau da? Es sollte völlig selbstverständlich sein, dass man Fragen stellt – und Antworten erhält. Dazu gehört übrigens auch, dass man einem Menschen mit Behinderung auch mal die Meinung sagt, wenn er sich nicht richtig verhalten hat. Vor einiger Zeit hat mich ein Journalist angerufen und wollte meine Meinung zu einem Fall hören, der sich in Heidelberg abgespielt hat: Ein alkoholisierter Mann mit Behinderung war mit dem elektrischen Rollstuhl unterwegs und wurde von der Polizei aus dem Verkehr gezogen. Später hat er sich dann darüber beschwert. Warum, bitte, sollten denn hier andere Regeln gelten als für Menschen ohne Behinderung? Wenn man den

anders behandelt, wäre das eine falsche Rücksichtnahme. Oder ein anderes Beispiel: Es passiert ganz selten mal im Gedränge, dass ich jemandem in die Hacken fahre. Dann dreht der sich um und sagt: „Entschuldigung!“ Das ist für mich nicht „auf Augenhöhe“.

**Dann fragen wir Sie jetzt: Warum sitzen Sie im Rollstuhl?**

Ich hatte einen Sauerstoffmangel während der Geburt – und dadurch eine spastische Lähmung. Also ich kenne das nicht anders, für mich ist das normal. Ich sage immer, für mich ist das nur eine andere Lebensform. Der eine ist Fußgänger und der andere Rollstuhlfahrer, so wie der eine blond ist und der andere dunkelhaarig. Das ist etwas anderes, als wenn jemand eine Behinderung erwirbt oder eine progressive Erkrankung hat. Ich kenne es nicht anders und es wird auch nicht schlimmer bei mir. Naja, die Sehnen verkürzen sich ein wenig, aber jeder wird ja im Alter etwas starr. Sie merken, bei näherem Hinsehen gibt es nicht nur „behindert“ und „nicht behindert“, sondern noch viel mehr Kategorien.

**Angenommen, das Projekt „Inklusion“ ist erfolgreich. Wie würde die Welt in zehn Jahren aussehen?**

Ich sage ja immer: in zwanzig Jahren. Weil dann die Kinder, an denen wir heute arbeiten können, erwachsen sind. Ich hoffe, dass die jungen Leute in Zukunft offener sind als heute. Dass man mehr aufeinander zugehen kann, auch mit Fragen, mit Neugier. Und ich hoffe, dass öffentliche Veranstaltungen noch besser zugänglich werden für Menschen mit Behinderung. Sicher wird es noch mehr Gebärdendolmetscher geben. Oder Schriftdolmetscher, die den Verlauf einer Diskussion für Hörgeschädigte mitschreiben. Das ist wichtig, wenn die sich an der Diskussion beteiligen sollen. Oder Kopfhörer mit Audio-Deskription: Da wird ein Geschehen für sehbehinderte Menschen beschrieben. Noch wissen viele nicht, dass es so etwas gibt, aber in Zukunft könnte es ganz normal sein.



*Michaela Schadeck, 46, ist seit 1995 im Vorstand der Individualhilfe für Schwerbehinderte (IS) e.V. und arbeitet seit 2009 als Assistentin der Geschäftsführung bei der Individualhilfe - Ambulanter Dienst - gGmbH. Der Dienst organisiert Pflege und Assistenz für Menschen mit Behinderung. Von 2009 bis 2014 war sie Vorsitzende des Beirats von Menschen mit Behinderungen (bmb) in Heidelberg. Das Gremium berät Politik und Verwaltung in Inklusionsfragen und hat seit seiner Gründung 2008 viele ähnliche Beiräte in Baden-Württemberg in ihrer Startphase unterstützt. Nach dem Abitur an einer bayerischen Klosterschule hat Schadeck in Heidelberg Soziale Arbeit studiert. Sie war wissenschaftliche Assistentin an ihrer Hochschule sowie Reha- und Suchtberaterin, bevor sie bei der Individualhilfe anfang. 2008 absolvierte sie einen berufsbegleitenden Master in Sozialer Arbeit. Im Oktober 2014 erhielt sie den Heidelberger Inklusionspreis vom BiBeZ e.V.*

SIE HAT UNTER ANDEREM DEN ONLINE-STADTFÜHRER „HEIDELBERG HÜRDENLOS“ MIT AUF DEN WEG GEBRACHT: MICHAELA SCHADECK BEI IHRER VERABSCHIEDUNG ALS VORSITZENDE DES BEIRATS VON MENSCHEN MIT BEHINDERUNGEN.

---

# BETEILIGTE STÄDTE IM NETZWERK INKLUSION

---

(STAND DEZEMBER 2014)

---

---

## Aalen

Michaela Struhalla  
Persönliches Referat  
Oberbürgermeister - Inklusion  
michaela.struhalla@aalen.de

---

## Ditzingen

Anke Bilic  
Abteilung Senioren und Integration -  
Familientlastender Dienst Stadt Ditzingen  
fed@ditzingen.de

---

## Esslingen am Neckar

Diana Rüdts  
Amt für Soziales und Sport - Geschäftsstelle  
Inklusion  
diana.ruedt@esslingen.de

---

## Fellbach

Michaela Gamsjäger  
Stabsstelle Senioren, Integration  
und Inklusion  
michaela.gamsjaeger@fellbach.de

---

## Freiburg im Breisgau

Roland Meder  
Dezernat III - Stabsstelle Inklusion  
roland.meder@stadt.freiburg.de

---

## Heidelberg

Andrea Meixner  
Amt für Soziales und Senioren,  
Abteilungsleitung  
andrea.meixner@heidelberg.de

---

## Heilbronn

Nathalie Schlenker  
Amt für Familie, Jugend und  
Senioren - Sozialplanung  
nathalie.schlenker@stadt-heilbronn.de

---

## Karlsruhe

Marion Schuchardt  
Sozial- und Jugendbehörde,  
Behinderten- und Psychiatrie-  
koordination  
marion.schuchardt@sjb.karlsruhe.de

---

## Kirchheim unter Teck

Roland Böhringer  
Amt für Familie und Soziales  
soziales@kirchheim-teck.de

---

## Ludwigsburg

Volker Henning  
Fachbereich Bürgerschaftliches Engagement  
v.henning@ludwigsburg.de

---

## Mannheim

Klaus Dollmann  
Beauftragter für Menschen mit Behinderung  
klaus.dollmann@mannheim.de

---

## Metzingen

Ute Kern-Waidelich  
Inklusionsbeauftragte  
u.kern-waidelich@metzingen.de

---

## Mosbach

Martina Waldherr  
Abteilung Bildung und Generationen  
martina.waldherr@mosbach.de

---

## Ostfildern

Erich Knoll  
Soziales Miteinander und Leben im Alter  
e.knoll@ostfildern.de

---

## Pforzheim

Hans-Michael Augenstein  
Jugend- und Sozialamt, Koordination und  
Planung Alten-/Behindertenhilfe  
hans-michael.augenstein@stadt-pforzheim.de

---

## Rastatt

Margrit Wagner-Körber  
Fachbereich Jugend, Familie und Senioren  
margrit.wagner-koerber@rastatt.de

---

### **Reutlingen**

Michael Embery  
Behindertenbeauftragter der Stadt  
Reutlingen  
michael.embery@reutlingen.de

---

### **Schriesheim**

Karin Reichel  
Hauptamt - Inklusions- und  
Integrationsbeauftragte  
karin.reichel@schriesheim.de

---

### **Schwäbisch Gmünd**

Dieter Lehmann, Renate Wahl  
Amt für Familie und Soziales  
dieter.lehman@schwaebisch-gmuend.de;  
renate.wahl@schwaebisch-gmuend.de

---

### **Spaichingen**

Ute Wottrich  
Projektleitung Spaichingen Inklusiv  
ute@wottrich.net

---

### **Universitätsstadt Tübingen**

Barbara Kley  
Koordinationsstelle für Seniorenarbeit  
und Inklusion  
barbara.kley@tuebingen.de

---

### **Waiblingen**

Markus Raible  
Fachbereich Bürgerengagement  
markus.raible@waiblingen.de

---

### **Waldkirch**

Regina Fuchs  
Fachbereich Kultur, Bildung und Soziales  
fuchs@stadt-waldkirch.de

## **IMPRESSUM**

Diese Publikation entstand mit Unterstützung des Ministeriums für Arbeit und Sozialordnung, Familie, Frauen und Senioren aus Mitteln des Landes Baden-Württemberg.

### **Herausgeber**

Städtetag Baden-Württemberg  
Königstraße 2, 70173 Stuttgart  
T 0711 22921-0  
F 0711 22921-42/-27  
E [post@staedtetag-bw.de](mailto:post@staedtetag-bw.de)  
[www.staedtetag-bw.de](http://www.staedtetag-bw.de)

### **Redaktion**

Mathias Becker, Rainer Nübel  
(Zeitenspiegel Reportagen Reinhardt & Partner)  
[www.zeitenspiegel.de](http://www.zeitenspiegel.de)

### **Koordinierung**

Ursula Frenz

### **Autoren**

Mathias Becker, Martin Müller, Rainer Nübel,  
Lisa Rokahr, Jan Rübel, Eva Wolfangel

### **Fotografen**

Rainer Kwiotek, Uli Reinhardt, Sascha Montag, Eric Vazzoler

### **Texterstellung Momentaufnahmen**

lt. Liste der beteiligten Städte im Netzwerk Inklusion

### **Layout**

Astrit Vatnika  
[www.infrathin.de](http://www.infrathin.de)

### **Lektorat**

Jana Vatnika  
[www.infrathin.de](http://www.infrathin.de)

### **Druck**

schoendruck-media KG  
[www.schoendruck.de](http://www.schoendruck.de)

Bei allen Bezeichnungen, die auf Personen bezogen sind, meint die gewählte Formulierung beide Geschlechter, auch wenn aus Gründen der leichten Lesbarkeit nur die männliche Form erwähnt ist.

Dezember 2014

*Die Broschüre ist abrufbar auf [www.staedtetag-bw.de](http://www.staedtetag-bw.de).*



STÄDTETAG  
BADEN-WÜRTTEMBERG

Unterstützt durch



**Baden-Württemberg**

MINISTERIUM FÜR ARBEIT UND SOZIALORDNUNG,  
FAMILIE, FRAUEN UND SENIOREN

**DUICHWIR**  
**Alle inklusive.**

## KONTAKT BEIM STÄDTETAG BADEN-WÜRTTEMBERG

Kommunale Beratungsstelle Inklusion

Ursula Frenz

Dezernat III • Fachberatung Inklusion

Königstraße 2, 70173 Stuttgart

T 0711 22921-33

F 0711 22921-42

E [ursula.frenz@staedtetag-bw.de](mailto:ursula.frenz@staedtetag-bw.de)

[www.staedtetag-bw.de](http://www.staedtetag-bw.de)